$30—

XXI. Band 1935 Heft 1

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von **Ernst Kris** und **Robert Wälder**

1) Die in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten nach Wahl zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

	bis	8	Seiten	für	25	Exemplare	Mark	15.—,	für	50	Exemplare	Mark	20.—
von	9	„ 16	„	„	25	„	„	20.—,	„	50	„	„	25.—
„	17	„ 24	„	„	25	„	„	30.—,	„	50	„	„	40.—
„	25	„ 32	„	„	25	„	„	35.—,	„	50	„	„	45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Wir machen hiemit unsere Autoren auf folgendes aufmerksam:

Nach den gesetzlichen Bestimmungen kann bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren über Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psychoanalysis" getroffen haben, steht es jedoch jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift das Recht der Übersetzung und des Wiederabdrucks einzuräumen.

Die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ muß, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes verlangt werden.

Die Redaktion

Redaktionelle Mitteilungen und Sendungen aus allen Ländern mit Ausnahme der U. S. A. bitten wir zu richten an Dr. Paul Federn und Dr. Heinz Hartmann, p. A. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, I., Börsegasse 11.

Redaktionelle Mitteilungen und Sendungen aus den U. S. A. an Dr. Sandor Rado, 324 West, 86th Street, New York City.

Bestellungen und geschäftliche Zuschriften aller Art an

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

IMAGO

XXI. BAND

1935

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

SIGM. FREUD

REDIGIERT VON
ERNST KRIS UND ROBERT WÄLDER

XXI. BAND
1935

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER
VERLAG IN WIEN

MANZSCHE BUCHDRUCKEREI, WIEN IX.

I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XXI. Band 1935 Heft 1

Ein Opfer der Verbrechermoral und eine nichtentdeckte Diebin

Zwei Analysen Krimineller[1]

Von

Franz Alexander und William D. Healey
Chicago Boston

I.

Der Fall Sigrid Amenson

Im Alter von 12 Jahren war Sigrid Amenson der Fürsorgezentrale „Judge Baker" während einer kurzen Zeit wohlbekannt. Sie war das vierte Kind unter sechs Geschwistern und hatte vorher während eines Jahres mit ihrer Mutter in Boston gelebt. Die Familie hatte zuvor in einer Vorstadt von New York gelebt und kehrte, kurz nachdem wir mit Sigrid bekannt wurden, wieder dorthin zurück. Wir stellten fest, daß mehrere soziale Fürsorgestellen die Familie gut kannten. Wir hatten einen Briefwechsel mit diesen Fürsorgestellen und sie bestätigten die Richtigkeit jener Darstellung des Sachverhaltes, die uns Frau Amenson gab, soweit sich diese erstreckte, und teilten uns einige weitere Tatsachen mit. An uns wurde die Mutter von einer Lehrerin gewiesen, die einige Kenntnisse von den Schwierigkeiten Sigrids hatte, aber der Meinung war, daß in Sigrid große Möglichkeiten lägen.

Das Problem, wie es uns die Mutter vortrug und ihre Tochter teilweise einbekannte, bestand darin, daß die Tochter überaus häufig Geld, Putzgegenstände und billige Juwelen sowohl aus dem eigenen Heim wie von Nachbarn oder aus Geschäften zu stehlen pflegte. Dies fing zu jener Zeit an, als Sigrid etwa 7 oder 8 Jahre alt war, und hatte sich seither mit großer Häufigkeit fortgesetzt.

Sigrid war für ihr Alter von sehr hohem Wuchs und hatte infolge ihrer guten Gestalt und ihrer ausnehmend regelmäßigen und ausgeprägten Gesichts-

1) Aus einem im Erscheinen begriffenen Buche der beiden Autoren: „Roots of Crime."

züge und ihres scharfen Profils, ihrer auffallend blonden Haarfarbe, ihrer guten Kopfform und ihres intelligenten verständnisvollen Gesichtsausdruckes ein ziemlich auffallendes Aussehen. Es ist leicht zu begreifen, warum so viele Leute sie anziehend fanden. Bei der körperlichen Untersuchung zeigten sich keinerlei Abnormitäten; abgesehen davon, daß sie ziemlich bleich war und einige kariöse Zähne hatte, schien sie in gutem Gesundheitszustand zu sein. Ihre körperliche Kraft war für ihr Alter entschieden bedeutend.

Die sich auf einen weiten Bereich erstreckenden „mental tests", denen Sigrid unterzogen wurde, erbrachten den Nachweis, daß Sigrid im Besitz hoher geistiger Fähigkeiten war: ihr Intelligenzquotient war 114. Besonders gut waren ihr Denk- und Auffassungsvermögen. Sie hatte eben die siebente Klasse beendet, bestand jedoch alle für die achte Klasse bestimmten Leistungsproben erfolgreich. Im Gebrauch der Sprache zeigte sie große Gewandtheit. Man notierte: „ein scharfer, wacher Geist". Sie zeigte Ungeduld und einige kleine nervöse Gewohnheiten, wies aber jederzeit gute Ausdauer und Selbstkritik auf. Sigrid war ursprünglich linkshändig, hat aber in der Schule ihre rechte Hand gut zu gebrauchen gelernt. Während ihrer früheren Schuljahre pflegte sie „verkehrt zu sprechen", wie es die anderen Kinder nannten. Mit scheinbarer Aufrichtigkeit gebrauchte sie Bezeichnungen, die das Entgegengesetzte dessen bedeuteten, was sie sagen wollte, indem sie statt „dunkel" „hell" sagte oder statt „klein" jederzeit das Wort „groß" benützte und überhaupt Worte in einer anderen als in der normalen Ordnung anwandte. Wegen dieser Verkehrtheit sowie auch wegen einer Ungelenkheit ihrer Hände wurde sie oft verspottet. Man berichtete, daß sie einigermaßen leicht erregbar sei, doch wurde ihre Vertrauenswürdigkeit in häuslicher Arbeit hervorgehoben; ihre Lehrerinnen hatten sie sehr lieb. Bei anderen Kindern war sie sehr beliebt wegen ihrer hervorragenden Gabe, lange, interessante, rein aus der Einbildung geschöpfte Geschichten zu erfinden.

Die Anamnese war im großen und ganzen negativ. Nach einer recht gestörten Schwangerschaft brachte die Mutter sie zur normalen Zeit zur Welt; sie wog bei ihrer Geburt mehr als das durchschnittliche Gewicht. Sie wurde während zweier Monate gesäugt; es gab später keine Ernährungsschwierigkeiten. Das Gehen und das Sprechen erlernte sie früh. Die Reinlichkeitserziehung verursachte keine Schwierigkeiten. Als sie etwa 7 Jahre alt war, wurde sie wegen Scheidenentzündung behandelt.

Was die Persönlichkeitszüge anbelangt, wurde berichtet, daß Sigrid tätig, liebevoll, ausdrucksbedürftig, gesellig und in ihren Empfindungen stetig sei, sie sei sozusagen eine kleine Hausfrau, die ein Vergnügen daran finde, etwas zu machen und anderen zu helfen, doch hieß es auch, sie sei eine sehr „tiefe" Natur. Sie las sehr viel, hatte eine lebhafte Phantasie und war leicht bereit,

Geschichten zu erfinden: einige der roheren Mädchen in der Straße nannten sie „pedantisch". Jene Leute, die mit ihr in der Fürsorgezentrale bekannt wurden, fanden großen Gefallen daran, mit ihr zu sprechen, weil sie so intelligent war und so aufrichtig zu sein schien, ferner wegen ihrer Lebhaftigkeit, Freundlichkeit und ihrer guten Manieren.

Die Familiengeschichte, wie wir sie von der Mutter und von einer Fürsorgestelle, die über den Fall berichtete, erhielten, verzeichnete unter anderem die Tatsache, daß Sigrids Vater, der, von schwedischer Abkunft, im Jahre 1883 in New-Jersey geboren war, während der letzten Jahre unsittlich und Alkoholiker war und sich zu einem chronischen Dieb entwickelt hatte. Gerade zu jener Zeit hatte er ein auf längere Haft lautendes Urteil wegen Diebstahls in einer Strafanstalt in New York abzubüßen. Er stammte aus einer ehrlichen, hart arbeitenden Familie. Der Bericht über die Mutter und ihre Familie war praktisch negativ. Frau Amenson, die aus einer schottisch-protestantischen Familie stammte, war 1888 in New York geboren. Vor ihrer Heirat hatte sie bereits mit 16 Jahren gearbeitet; seitdem hatte sie viel durch Krankheiten gelitten, die mehrere Operationen notwendig machten. Ihr Mann hatte sie, wahrscheinlich erst nach der Geburt ihrer Kinder, mit Gonorrhöe infiziert. Infolge ihrer Leiden wurde sie nervös und unruhig, doch berichtet die Fürsorgestelle, daß sie eine gute Hausfrau sei, daß man von ihr in der Nachbarschaft eine gute Meinung habe und daß sie die Kinder sorgfältig erziehe.

Über Sigrids Geschwister wurde berichtet, sie seien oft untergewichtig gewesen; hievon abgesehen erwies jedoch die im Spital erfolgte Untersuchung, daß sie sich in einem dem normalen Durchschnitt entsprechenden Gesundheitszustand befanden. Von Sigrids drei älteren Brüdern hatten zwei gewisse nervöse Gewohnheiten. Nach Sigrid kam Alma, die ein Jahr jünger war, ein anziehendes Kind, das einmal als Baby einen Preis gewonnen hatte, und dann ein um vier Jahre jüngerer Knabe. Die Mutter sagte von all diesen Kindern, sie hätten normale Tendenzen der Persönlichkeit und des Verhaltens. Eine der mit der Ausführung von Besuchen beauftragten Vertrauenspersonen der Fürsorgestelle berichtet über sie als über nette und wohlerzogene Kinder, die sich in der Schule gut aufführten.

Während 6 oder 7 Jahren waren die häuslichen Bedingungen wegen des Betragens des Vaters besonders schlecht. Oft versäumte er es, für den Unterhalt der Familie zu sorgen, und war im betrunkenen Zustande grob; die Familie wechselte häufig die Wohnung und lebte stets in ärmlichen Stadtvierteln. Der Vater schien großen Einfluß auf die Mutter zu besitzen und diese weigerte sich, eine Klage gegen ihn anzustrengen; als er jedoch seine Gefängnisstrafe antrat und infolgedessen bei der Familie furchtbare Not herrschte, so daß die Kinder von Zeit zu Zeit in Pflegeheimen untergebracht werden mußten, strengte sie die

Scheidungsklage an. Die Familie erhielt öfters Unterstützungen von Fürsorgeorganisationen und diese hielten Frau Amenson für zuverlässig und recht tüchtig.

Von Sigrid und ihrer Mutter erfuhren wir, daß Sigrid im Alter von etwa 8 Jahren ein sexuelles Erlebnis geringfügiger Art mit einem Manne hatte, und daß sie während etwa zweier Jahre in unmittelbarer Nachbarschaft einer Gruppe vollkommen verwahrloster Mädchen wohnte, die lasterhaft waren und Diebstähle begingen. — Die Mutter teilte mit, daß Sigrid ihr gesagt hätte, sie verspüre, so oft sie in ein Geschäft trete, eine ungemein starke Versuchung, einen Diebstahl zu begehen, vermöge aber in den meisten Fällen dieser Versuchung zu widerstehen.

Während einiger psychiatrischer Besprechungen sprach Sigrid frei über die langen Geschichten, durch die sie die Leute etwas glauben machen wollte und die sie besonders ihren Geschwistern, die für diese Geschichten großes Interesse hatten, oder auch anderen Leuten erzählte; ferner auch von ihrer Vorliebe für akrobatische Kunststücke, von ihrer Passion für Kleider, von dem Genuß, den es ihr bereitet, für sich selbst und für ihre Puppen Kleider herzustellen, von ihrer ausgedehnten Lektüre, von ihrem Wunsch nach Schulbildung usw. Ihr eingestandener Ehrgeiz war, Schriftstellerin oder Krankenpflegerin zu werden. Sie sprach über ihre schmerzlichen Erfahrungen während ihrer lokalen Behandlung. Der Mann hatte mit ihr sexuell eigentlich gar nichts gemacht, doch ihre Familie hatte die Sache sehr aufgebauscht. Die Kenntnis der geschlechtlichen Dinge hatte sie von den in der Nachbarwohnung wohnenden Mädchen erworben, die ihr erzählten, wie gut sie sich mit gewissen Knaben in einer Scheune unterhalten hätten; ihre Mutter hatte ihr jedoch über diese Dinge verschiedene Lehren gegeben. Sigrid haßt Knaben und vermeidet es mit ihnen zusammenzutreffen. (Die Mutter erklärte, daß diese Stellungnahme des Mädchens gegenüber Knaben nur das Resultat einer neueren Entwicklung sei — früher hätte sie mit Knaben in sehr tätiger Weise gespielt.) Ihre Träume waren recht lebhaft, besonders ein Traum, der ihr oft einfiel — von einem wilden Stier, der sie verfolgt und in eine Ecke jagt; sie pflegte gerade in jenem Momente zu erwachen, als der Stier eben im Begriffe war, seine Hörner in sie zu stoßen. Sigrid bekannte ohne weiteres ein, daß sie zu wiederholten Malen Diebstähle verübt hatte und daß sie oft die Versuchung zu stehlen verspürte. Sie wußte bereits seit langem, daß ihr Vater ein Dieb sei, und sie glaubt, daß sie eben mit einer ähnlichen Veranlagung wie der ihres Vaters auf die Welt gekommen sei. Der Vater hatte sie wegen Diebstahls streng bestraft — „daß er Sachen genommen hat, fand er in der Ordnung, aber er wollte nicht, daß wir es tun". Der Vater hat ihr nie etwas böses gesagt oder getan, er war wirklich „ziemlich gut" zu ihr. Oft kam er

und schlief bei ihr und ihrer Schwester, wenn die Wohnung überfüllt war und zu solchen Zeiten gab es Spiele mit dem Vater, bei denen sie sich köstlich unterhielten.

* * *

Man gab der Mutter und der Lehrerin Ratschläge, wie sie Sigrid behandeln sollten, und nach einigen Monaten wurde uns berichtet, daß sich das Mädchen viel besser aufführe. Dann war der Kontakt unterbrochen, da die Familie nach New York zurückübersiedelte.

Neun Jahre später erschien Sigrid wieder und bat um Hilfe, um ihre furchtbaren Versuchungen zum Diebstahl zu überwinden. Sie lebte nunmehr wieder in Boston, diesmal allein, und hatte eine ziemlich gute Stellung als Hilfssekretärin in einer großen Reklameunternehmung. Ihre Erscheinung war sehr anziehend, sie war hochgewachsen, blond, schlank, hielt sich gerade, hatte geradlinige starke Gesichtszüge und eine lebhafte Farbe. Sie war sehr gut gekleidet. Sie wies uns an ihren Arbeitgeber und wir fanden, daß er ein großes Interesse an ihr nahm und uns über ihre Möglichkeiten befragte, ohne aber ihr zentrales Problem zu kennen. Sie arbeitet für ihn in zufriedenstellender Weise. Ihre Mutter war schon seit langer Zeit geschieden und hatte wieder geheiratet, und Sigrid bestritt bereits seit 5 Jahren ihren eigenen Unterhalt, wobei sie entweder in einem Klub berufstätiger Mädchen oder bei Bekannten wohnte. Sigrid erzählte uns, daß sie sich einmal an einen weiblichen Psychiater in New York um Hilfe gewandt hatte. Als wir die Möglichkeit einer Analyse vorschlugen, war sie dazu gerne bereit. Durch ihre Lektüre wußte sie bereits etwas von Psychoanalyse und auch die Ärztin in New York hatte seinerzeit eine Analyse vorgeschlagen. Es wurde vereinbart, Sigrid werde eine Stunde gegen Abend in der Privatordination des Analytikers bekommen.

Als wir uns mit der Ärztin in New York brieflich in Verbindung setzten, war sie so liebenswürdig, uns ihre Aufzeichnungen über den Fall einzusenden, einschließlich einer großen Menge Auskunftsmaterial über die Familie, das man in New York im Wege von Fürsorgestellen hatte erhalten können. Sigrid hatte der Ärztin eine ungeheure Anzahl von Diebstählen einbekannt, die sie in den letztvergangenen Jahren verübt hatte, insbesondere eine Reihe Fälle von geschickten Diebstählen aus Geschäften, ohne daß sie jemals bei einem ertappt worden wäre. Sie hatte mit ihrer Mutter schon fünf Jahre früher gebrochen und diese wußte seit dieser Zeit wenig über ihre Tochter. Der Analytiker bekam unsere Aufzeichnungen über den Fall sowie die Studie der New Yorker Ärztin erst zu Gesicht, als die Analyse bereits sechs Monate lang im Gange war.

Psychoanalytisches Material.

Es ist unmöglich, hier mehr als eine kurze Skizze des außerordentlich interessanten Materials zu geben, das während 120 analytischen Stunden mit Sigrid Amenson, diesem hochintelligenten jungen Mädchen, das so komplizierte Persönlichkeitseigenschaften aufweist, gesammelt wurde. Die Niederschrift der Sitzungen würde Hunderte von Seiten erfordern. Neben dem Hang zum Stehlen weist sie auch andere Schwierigkeiten auf, die in das Gebiet der charakterellen, affektiven und sozialen Anpassung gehören; auch ihre körperlichen Funktionen sind mitbetroffen. Es ist jenseits des Rahmens dieser Mitteilung, uns mit all dem zu beschäftigen, und wir müssen uns darauf beschränken, die Grundlagen ihrer kriminellen Karriere zu untersuchen, obwohl wir gestehen müssen, daß jene anderen Probleme auch einen Teil der Struktur ausmachen, die ihrem Verhalten zugrunde lag.

Ihr Stehlen sei etwas ähnliches, wie eine chronische Krankheit, erzählt sie uns: fast während ihres ganzen Lebens habe sie gestohlen. Nur weil sie so geschickt dabei vorgeht und den Eindruck der Bildung und Integrität macht, war es ihr bisher möglich, einer Verhaftung und gerichtlichen Anklage zu entgehen. Sie fühlt aber, daß das jederzeit geschehen kann, und wünscht fast, daß es geschehe. Sie spielt ihr Spiel mit Mut und einer zur Schau getragenen Sicherheit, durch die ihre wirkliche Furcht, festgenommen zu werden, verhüllt wird. Sie möchte nicht gerne die Summe des Wertes der gestohlenen Dinge zusammenzählen — er beträgt Tausende von Dollars —, aber von Zeit zu Zeit führt sie ein geheimes Register über jene Tage, an welchen sie gestohlen hat, und über die gestohlenen Gegenstände. Einmal erzählt sie uns, daß alles, was sie am Körper trägt, Kleider und Juwelen, von ihr zu verschiedenen Zeiten gestohlen wurde. Gleichgültig, ob sie Geld besitzt oder nicht, ist sie unfähig, dem Trieb zu widerstehen. Sie hat auch Fälschungen und große Raubanschläge, sogar auf Banken, phantasiert und geplant, jedoch niemals etwas dergleichen tatsächlich ausgeführt. Als sie zu erzählen hat, was ihr bei verschiedenen Gelegenheiten einfällt, erzählt sie z. B., daß sie einmal beim Kassenfenster einer Bank stand und rasch Pläne machte, wie man einige Gitterstäbe losmachen und ein Paket Banknoten ergreifen könnte, wenn der Kassier sich abwenden würde, um zu telephonieren; unterdessen lächelte sie ihm freundlich zu und fragte sich, ob er wohl ahne, was ihr jetzt durch den Kopf ginge.

Noch bevor sie zur Schule geschickt wurde, und auch später, pflegte Sigrid kindische, aber oft sehr geschickte Diebstähle von Eßwaren im Elternhause oder, als die Familie in Notlage war, bei Nachbarn auszuführen. Im Kindergarten stahl sie Bleistifte und Crayons. Man hatte sie deswegen nach

Hause geschickt und sie erinnerte sich, daß ihre Mutter sagte: „Sogar in der Schule stiehlt das Mädel“. Bald darauf entwendete sie Schmuckgegenstände, kleine Putzwaren und häufte eine regelrechte Sammlung von seidenen und aus Spitzen verfertigten Gegenständen an. Als sie einmal auf das Baby eines Nachbarn achtzugeben hatte, plünderte sie die Wohnung und stahl eine Menge Gegenstände, die man jedoch später bei ihr entdeckte und die sie zurückgeben mußte. Natürlich wurde sie für alle diese Dinge bestraft, manchmal durch Prügel, die ihr der Vater gab. Schon in jungen Jahren hatte sie ein Versteck für gestohlene Gegenstände und pflegte sich am Anblick der Sachen zu erfreuen.

Von den letzten Jahren, da Sigrid schon in der Lage war, sich an die Gefühle beim Stehlen zu erinnern, kann sie mit Bestimmtheit behaupten, daß dem Diebstahl bei ihr oft eine intensive Sehnsucht, etwas zu nehmen, vorausgeht. Manchmal ist es eine allgemeine Sucht zu stehlen, „eine explosive Sehnsucht, die mich krank macht“, manchmal wieder ist die Sucht in bestimmter Weise an irgendeinen bestimmten weiblichen Kleidungs- oder Gebrauchsgegenstand geknüpft, den sie zur Schau gestellt gesehen hat. Der Drang kann zwei Tage lang dauern und nach und nach verschwinden oder er verschwindet nur, nachdem sie gestohlen hat. Es gab einen Zeitraum von zwei Jahren, wo sie von diesem zwanghaften Bedürfnis so gut wie frei war, und zu anderen Zeiten, besonders während der Analyse, hatte sie einigen Erfolg im Kampf dagegen. Der Diebstahl selbst wird von ihr mit kühler Entschlossenheit unternommen, die von einem Gefühl der Erregung begleitet wird, das mit Zittern und anderen physischen Äußerungen endet und dem schließlich ein starkes Gefühl der Erleichterung folgt. In jenen Fällen, in denen der Diebstahl ein ganz besonders gefährliches Wagnis darstellte, war es nahezu unheimlich, wie Sigrid, wenn sie sich beobachtet oder verfolgt fühlte, rasch die scharfsinnigsten Mittel und Wege ausdachte, um dem Entdecktwerden zu entgehen; ihre Erregung wuchs dabei stets an und nachher fühlte sie sich erschöpft und mußte irgendwo Ruhe suchen.

Die gestohlenen Gegenstände umfaßten eine Reihe von Dingen, die sie verwerten, an deren Besitz sie Freude haben konnte oder die sie verschenken konnte. Hauptsächlich waren es Kleidungsstücke aller Art und Juwelen, doch hat sie auch andere Gebrauchsgegenstände gestohlen, sogar Spielzeug für Kinder. Bei einer Familie figurierte sie als hilfreiche Fee; man nannte sie so, weil sie den Leuten in ihrer Armut eine so große Freundschaft bewies: die Leute dachten, sie hätte selbst ein Opfer für sie gebracht, um ihnen verschiedene Dinge zu verschaffen. Es ist wahr, daß sie sich manchmal etwas entzog, um diesen Leuten zu helfen, doch wie die Sache bei anderen Gelegenheiten vor sich ging, wird durch folgenden Vorfall illustriert: Das kranke

Baby brauchte einen Thermophor. Sigrid hatte die Absicht, ihn aus ihrem Geld für das Mittagessen zu kaufen, als sie aber in den Laden trat, kam das Gefühl der Erregung über sie und sie entwedete geschickt das Heißwasserkissen. Seltener geschah es, daß Sigrid in einer Art von Wahnsinn eine Menge Gegenstände zusammenraffte und nachher von Reue ergriffen wurde, und die Gegenstände mit einer Schlauheit, die der ihrer Diebstähle gleichkam, wieder an ihre alte Stelle zurückbrachte.

Es erwies sich, daß Sigrid für eine gewisse Art von Gegenständen eine besondere Vorliebe hatte: für Handtaschen und Brieftaschen. Sie hatte eine große Sammlung davon angelegt, wobei sie einige sauber beiseite legte, ohne sie zu gebrauchen, und ein besonderes Vergnügen daran fand, an sie zu denken. Abgetragene, schmutzige Taschen sind für sie ein Gegenstand des Abscheus. Ihre Sammlung ermöglicht es ihr jederzeit, eine neue und reine Tasche zu tragen, so oft sie dies wünscht, und auch spezielle Taschen für verschiedene Toiletten und Gelegenheiten. Sie hat tagelang an eine bestimmte gedacht, die sie in einem Geschäft gesehen hatte, und lange Zeit in großer Erregung manövriert, bis sie in die Lage kam, sie zu stehlen.

Von der Zeit an, da Sigrid, 14 Jahre alt, mehrere Monate als Ladenmädchen angestellt war, hat sie ihre Diebstähle meistens in Geschäften verübt, sie hat aber auch eine Menge Geld an verschiedenen Stellen gestohlen. Als sie als kleines Kind in die Sonntagsschule ging, gelang es ihr, das Geld aus der Brieftasche ihrer Lehrerin zu stehlen, und sie betont besonders den intensiven Wunsch, den sie verspürt, Taschen zu öffnen und Geld aus ihnen herauszunehmen, wenn sie sie herumliegen sieht, wie etwa in einem Büro oder in einer Damengarderobe bei einem Gesellschaftsabend. Einer jener großen Kämpfe, die sie mit sich selber während der Analyse ausfocht, fand in einem Garderobezimmer statt, wo viele Taschen herumlagen, und ihre Gefühle, die gemischt waren aus Abscheu über die von ihr beim Öffnen dieser Taschen konstatierte Unreinlichkeit einiger von ihnen und ihrem Triebe, das Geld herauszunehmen, ergaben eine recht sonderbare Erzählung.

Viel mehr als dies und viele Einzelheiten ihrer Diebstähle wurden während der Analyse offenbar. Sigrid fühlt einerseits, daß das Stehlen bei ihr zu einer festverwurzelten Gewohnheit geworden ist. „Mein ganzes Leben hindurch habe ich gestohlen." Wenn sie Geld oder Kleider braucht, fällt es ihr sofort ein zu stehlen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, besonders wenn sie günstige Gelegenheiten bemerkt. Doch behauptet Sigrid nie, daß ihr Stehlen durch materielle Schwierigkeiten verursacht sei, tatsächlich stahl sie zu jener Zeit, als sie gute Stellungen inne hatte, ziemlich viel, während sie andererseits oft, wenn Ebbe in ihrer Kasse war, weniger Diebstähle verübte. Ein zweiter Faktor ist der Stolz, den sie in die Durchführung ihrer Dieb-

stähle setzt: durch erfolgreiches Stehlen hat sie sich selbst oft ihre Geschicklichkeit bewiesen und besitzt so, wenigstens in einer Hinsicht, ein Gefühl der Überlegenheit. Drittens scheint es ihr, wenn sie stiehlt, als ob irgendeine Kraft sie dazu drängen würde, etwas auszuführen. Manchmal ist es ihr, als ob sie aufhören könnte, dann hat sie wieder ein panikartiges Gefühl, als ob sie sich davor fürchten würde, nicht zu stehlen, als ob sie, falls sie keine Diebin wäre, etwas versäumen würde und überhaupt nicht mehr dieselbe Person wäre. In einem Traum, den sie erzählt, scheint es ihr, als ob sie fast die Pflicht hätte, Geld aus Brieftaschen zu stehlen. Einmal als sie im Selbstgespräch einen raschen Überblick über die Liebesbeziehungen in ihrem Leben, besonders in den letzten Jahren mitteilt, sowie über ihre Ambitionen spricht, endet sie mit den Worten: „Nichts, das ich im Leben liebte, habe ich jemals erwerben können, und darum habe ich solche Lust am Stehlen."

Nachher wird es in vielen Sitzungen deutlich, daß eine bestimmte dynamische Verbindung zwischen Sigrids Sexualtrieb und ihrem Stehlen besteht. Sie erinnert sich lebhaft daran, daß sie, als sie fünf oder sechs Jahre alt war, unmittelbar nach dem Stehlen auto-erotische Handlungen ausführte. Sie hatte das Gefühl, daß diese eine viel größere Sünde wären als das Stehlen, und in den folgenden Jahren hat sie in ihren Gebeten viel öfter darum gebeten, daß ihr Kraft verliehen werde, diese Versuchung zu überwinden, als darum, von ihrer Sucht zu stehlen befreit zu werden. Wenn sie jetzt die rezenten Gefühle analysiert, die sie während des Stehlens verspürt, erkennt sie sie als sexuellen Sensationen analog oder als wirklich durch solche begleitet. Zu Anfang der Analyse hatte sie eine Anfechtung durch beide Impulse, durch die die Verbindung beider klar ins Bewußtsein gebracht wurde. Sie ging zu einer Klubunterhaltung und wurde, wie sie erzählt, durch ein Flötensolo sehr alteriert. Sie verließ die Menschenmenge und ging in den Speisesaal, wo Vorbereitungen zu einem Abendessen getroffen waren. Sie wurde von autoerotischen Wünschen ergriffen, denen sie teilweise nachgab, und nachher ergriff sie plötzlich Löffel, Messer, Gabel, Tischtücher, steckte sie in eine Schachtel und ging damit fort. Zu Hause angelangt, setzte sie sich zu einem Buch und las zwei Stunden lang; sie hatte dabei den Vorfall völlig vergessen. Als sie hernach zu sich gekommen war, warf sie die Kiste in einen Müllkasten vor dem Haus; das Gefühl der Erleichterung und des Vollbringens einer Tat, das sie hatte, als sie die Gegenstände zuerst an sich nahm, dauerte dabei an, und kein Gefühl der Reue über ihre Tat kam auf. „Etwas, das stärker war als mein Wille, zwang mich diese Sachen zusammenzuraffen." Aber es war ihr klarer als jemals, daß die zwei Triebe miteinander in Verbindung standen. Später, als sie schon etwas Vertrauen zu sich gewonnen hatte, ging sie in verschiedene

Geschäfte, von denen sie sich eine Zeit lang ferngehalten hatte, um zu sehen, wie sie darauf reagieren würde. „Es war seltsam, ich hatte bald das intensive Bedürfnis, etwas zu besitzen; ich fühlte, daß ich den Laden verlassen mußte. Ich empfand einen starken sexuellen Drang und wurde von einer Art Panik ergriffen. Ich fragte mich selbst, bevor ich in das Geschäft ging, ob ich irgendwelche starke Neigungen in dieser oder jener Richtung hätte, und hatte mit Nein geantwortet." Sie fährt dann fort, über die seltsame Faszination zu sprechen, die Taschen auf sie ausüben. „Es durchblitzt mich der Gedanke, ich könnte eine nehmen: in dem Bruchteil einer Sekunde kommt mir dieser Gedanke in den Kopf, wie z. B. auch gestern, als ich mit einer Freundin lunchte und sah, wie eine Frau eine Tasche auf den Tisch legte und sie dort eine Zeit lang liegen ließ." Diese unmittelbar hinter dem Stehlzwang Sigrids steckenden oder mit demselben verbundenen Erscheinungen kamen in der Analyse schon recht früh heraus, aber die Frage war: wie hatten sie sich entwickelt, etwa unabhängig voneinander, oder so, daß sie zusammen eine Art Verhaltensklischee bildeten? Dies war das Problem, welches gelöst werden mußte.

Die Analyse ging im großen und ganzen so vorwärts, wie es der Fall ist, wenn man eine so neurotische Persönlichkeit und solche neurotische Verhaltungsweisen vor sich hat. Bei ihrer hohen Intelligenz und ihrem hervorragenden Ausdrucksvermögen war Sigrid stets interessant. Zweifellos kam sie mit voll bewußtem Gesundungswillen in die Analyse. Dahinter aber steckte eine geheime Ambivalenz; es war, als ob sie tief in ihrem Inneren nicht gewünscht hätte, sich zu ändern. Sie gestand eine erstaunliche Menge Dinge ein, die zu bezweifeln wir keinen Anlaß hatten, zumal sie durch verschiedene Tatsachen bekräftigt wurden, doch, wie wir später entdeckten, sagte sie nie alles, und es schien, als ob sie niemals ernsthaft und ganz den tiefinneren Wunsch gehabt hätte, mit dem Stehlen aufzuhören. Einige Auskunft über die Art dieses Widerstandes bietet ein Ausspruch von ihr, sie würde nicht mehr dieselbe Person sein, wenn sie das Stehlen aufgeben würde. Sigrid sprach gut, sie assoziierte frei, ihre Einsicht war bemerkenswert und sie war geschickt in der Deutung ihrer zahlreichen Träume. Sie zeigte die üblichen Widerstände eines schweren Falles, gelegentlich sprach sie während der ganzen Stunde kaum ein Wort. Affektvolle Szenen, von heftigen physischen Reaktionen begleitet, waren häufig; mehr als einmal sprang Sigrid auf und verließ das Zimmer, und mehrere Male erschien sie während einiger Tage nicht. Die „analytische Situation" entwickelte sich in der Weise, daß einer mäßigen ersten Übertragung ein Stadium folgte, in welchem sie den Analytiker haßte, und nachher wieder eine starke positive Übertragung mit zahlreichen Träumen, die sich mit dem Analytiker beschäftigten, und mit dem intensiven

Gefühl der Abhängigkeit von ihm. Diese letzte Phase setzte sich bis zu den Sommerferien fort, wobei der Analytiker hauptsächlich die Rolle des Vaters spielte, wie es sich durch die teilweise erfolgte Identifizierung dieser zwei Personen in Träumen zeigte. Die Einstellung Sigrids zur Psychoanalyse war sehr interessant; sie sagte, sie wäre aufs höchste erstaunt über all das, was die Analyse herausbrachte. Manchmal war sie betrübt darüber, wenn sie nicht kommen konnte, sie war eifersüchtig, wenn ihre Stunde durch irgendeinen Umstand verhindert war. Sie wurde durch den Vorgang der Analyse sehr ermutigt und manchmal wieder entmutigt. Sie war sehr niedergeschlagen, weil die Ferien näherrückten. Wenn sie die Analyse nicht fortsetzen könnte, so würde sie sicher fortfahren zu stehlen. „Sooft ich beschließe, Ihnen etwas nicht zu sagen, kommt es in meinen Träumen heraus. Ich habe beschlossen, herzukommen und mir selbst zu beweisen, daß ich Ihnen etwas nicht sagen werde, und dann sage ich es doch; ich denke jetzt über Sie, wie ich über meine Mutter dachte, ich beschloß immer, ihr dies oder jenes nicht zu sagen."

Sigrid wurde von einigen körperlichen Symptomen, die sie sehr peinigten, befreit und schrieb die Befreiung, wahrscheinlich mit Recht, der Analyse zu. „Es ist geradezu ein Wunder" — sagte sie. Oft war sie verzweifelt, nicht nur wegen ihrer inneren Konflikte und Schwierigkeiten im sozialen Verhalten, sondern auch wegen der Frage, wo und wie sie mit ihren bescheidenen Mitteln leben sollte. Diese Komplikation ihrer inneren und äußeren Bedürfnisse war sehr schwierig und für eine vollkommene Heilung prognostisch ungünstig.

Ein Bericht über das Traumleben Sigrids würde allein einen Band füllen. Die Szenen, die in ihren Träumen am häufigsten vorkamen, bezogen sich auf ihr Stehlen, darauf, daß sie von jemandem weglief, der eben daran war, sie anzugreifen, daß sie in prekären Situationen war, wie „auf einem Zaune", von dem sie herabfallen könnte, und auf sexuelle Episoden. Ihr Vater und ihre Mutter erschienen in ihren Träumen unter den verschiedensten Umständen, oft, aber nicht immer, als Haßobjekte, wie z. B. in einem Traume, *in dem sie mit ihrer Mutter beisammen ist — „oder vielleicht ist es auch nicht meine Mutter" —, am Fenster steht und in einem bräunlich schwarzen Himmel hinausschaut, worauf plötzlich die Sonne in herrlicher Weise hervorbricht und sie tröstet* — ein wunderbarer Traum, behauptet Sigrid; es war während einer Stunde, da sie dem Analytiker gegenüber ihrer großen Dankbarkeit Ausdruck gab, da sie gerade von ihrem Hang zum Stehlen frei zu sein schien. In einigen Träumen *war sie adeliger Abstammung — ihr Vater ist der König von Schottland und ihre Mutter ist „Maria, Königin der Schotten", oder aber sie ist die Tochter des heiligen Franziskus von Assisi, der ihr mitteilt, sie würde an einem gewissen Tage, falls ein Hund sie beißt, zur „Königinwitwe" prokla-*

miert werden. Manchmal trachtete sie, in irgendwelcher Weise verwandelt zu werden und erscheint in verschiedenen Verkleidungen. Einer der Träume bezog sich auf *das Weltende, mit Stürmen und Erdbeben rings um sie herum, während sie mit einer Gefährtin in einer Wüste verirrt war. Gleichzeitig geschahen jedoch Wunder, wunderbar schöne, hohe, gerade Bäume wuchsen aus dem Erdboden hervor. Sigrid sagte ihrer Freundin: „Wir sind nicht verloren, es gibt einen Gott" und fühlte inmitten dieser Szene der miteinander verbundenen Zerstörung und Neuschöpfung, daß sie etwas vollenden müsse, bevor sie sterbe.*

Die Einfälle zu den Träumen waren ebenfalls reichlich und führten sehr oft zu Dingen, welche für sie von tiefer Bedeutung waren, wie z. B. als sie träumte, *der Analytiker und eine seiner Kolleginnen hätten sie entkleidet und hätten gefunden, daß sie unter den Kleidern schmutzig sei und besonders schmutzige Füße hätte, wobei die Kollegin des Analytikers den Kopf schüttelte und sagte, sie hätte sich das niemals vorgestellt.* Aus den Träumen und den Assoziationen kamen viele freudvolle und leidvolle Erfahrungen ihrer Kindheit zu Tage und viele ihrer früheren und späteren Liebes- und Haßbeziehungen. Sie hat einen gründlichen Haß gegen eine Frau X. in dem Büro, in dem sie selbst arbeitet, sie träumt von ihr, als ob Frau X. in ihrem strengen Gehaben irgendwie ihrer Mutter ähneln würde. Dann kam das Bekenntnis einer Tatsache, die Sigrid früher empört geleugnet hatte, derentwegen sie jedoch im Büro verdächtigt wurde: daß sie aus der Brieftasche dieser Frau Geld gestohlen hatte.

Das Bild der frühesten Kindheit, das wir aus dem analytischen Material rekonstruieren können, ist das eines normalen und glücklichen kleinen Mädchens von drei oder vier Jahren, das von der Mutter Unterricht im Nähen, Haushaltungsarbeiten und in guten Manieren erhielt und seiner Mutter damals mit ganz normaler Liebe zugetan war. Dieser Teil ihres Lebens kam erst in dem späteren Teile der Analyse zur Sprache, als Sigrid träumte, *sie gehöre einer aristokratischen Familie an und ihre Mutter hätte sie gefragt, ob sie eine schöne Reise antreten möchte;* in der Szene kam auch ein Mann vor, dessen Namen sie hörte. In den Einfällen zu diesem Traum ergab sich, daß dieser Mann den zweiten Namen ihrer Mutter trug; die Erwähnung dieses Umstandes brachte eine Flut von Gemütsbewegungen hervor und Sigrid sagte, der Gefühlston des Traumes hätte genau jenem Gefühl entsprochen, das sie für ihre Mutter empfunden habe, als sie noch ein ganz kleines Kind war.

Nach ihrem fünften Lebensjahr kam der lange Zeitraum, während dessen die Familie in bitterer Not war, da der Vater verkommen und in seiner Arbeit unregelmäßig geworden war. Sehnsüchtig begehrte Lebensmittel wurden von den Kindern versteckt und bald erweist sich Sigrid geschickter als die anderen,

zum Inhalt des Schrankes zu gelangen, und genießt diesen Vorzug, wobei sie oft ihre Beute mit den anderen teilt. Die Familie lebt in einer elenden Umgebung und die Kinder haben nur sehr arme Spielgefährten. Ihre kleine Schwester ist ein hübsches Kind, „ein preisgekröntes Baby", es wird von der Mutter und von anderen Mitgliedern der Familie sehr verzärtelt. Minderwertigkeitsgefühle entwickeln sich. Sigrid ist linkshändig, ungeschickt, und während zweier oder dreier Jahre macht ihr das Lesenlernen Schwierigkeiten; man gibt ihr die Spottnamen „Ungeschick" und „Dummkopf", während man ihre Schwester „Liebling" nennt. Sigrid betreibt eigenartige autoerotische Spiele und fühlt sich sündig; sie glaubt, andere Mädchen täten derartige Dinge niemals. Die lokalen Behandlungen, die sie im Spital bekommt, scheinen ihr eine Strafe für ihre Sünde zu sein; sie fragt sich, ob sie, wenn sie erwachsen sein wird, so sein wird wie die anderen Mädchen; sie stellt sich auch die Frage, ob sie ihre Jungfräulichkeit nicht etwa verloren habe. Nachher wächst Sigrid rasch und wird ungelenk. Sie glaubt, sie habe eine große Nase, große Ohren und Füße, und die Leute sagen: „Wie kam es, daß du ein Mädchen geworden bist?" Sie ist sehr empfindlich wegen der ärmlichen Kleidung, in der sie in die Schule gehen muß; sie fühlt sich in vielen Hinsichten verschieden von den anderen Mädchen. Als man sie einmal schilt, sie sei, was das Stehlen anbelangt, wie ihr Vater, kommt sie erstmals darauf, daß ihr Vater nicht ehrlich ist; ihre Ähnlichkeit mit dem Vater wird später oft erwähnt. „Als man mich eine Diebin nannte, fühlte ich, ich müßte sofort sterben."

Bevor Sigrid die Fähigkeit erwarb, ordentlich zu lernen, spielte sie oft mit der Idee, unrichtige oder unsinnige Worte an die Stelle jener Worte zu setzen, von denen sie wußte, daß sie in gewissen Sätzen oder in Gedichten vorkamen, oder aber sie sagte Sätze in verkehrter Reihenfolge. Sie wurde hierfür einigermaßen berüchtigt. Für Lieder hatte sie ihre eigenen geheimen Worte, und wenn andere sangen, benützte sie im stillen ihre eigene Version des Liedes. Der Gedanke, daß sie die Leute zum Narren halte, gab ihr eine gewisse Befriedigung und Überlegenheit — sie erinnert sich gerade daran.

Andere früh erstrebte Kompensationen ergaben sich daraus, daß Sigrid merkte, sie sei in der Lage, in vielen sportlichen Betätigungen mit Knaben erfolgreich in Wettbewerb zu treten; tatsächlich gewann sie Preise bei Wettbewerben und fühlte außerdem eine gewisse Selbsterhöhung durch den Umstand, daß sie ihr Phantasieleben in ungeheurer Weise entwickelt hatte, was dazu führte, daß sie als Erzählerin von Geschichten bei anderen Kindern in der Familie und bei Außenstehenden große Beliebtheit erwarb. Eine Lehrerin, die Interesse an ihr nahm, half ihr dazu, ihre Unfähigkeit zum Lesen zu überwinden, und eine Frau, die in einem anderen Teil der Stadt wohnte und für die sie ein Kind wartete, führte sie in das Lesen guter Bücher ein. Bald wurde sie

eine eifrige Leserin, die alle Art von Lektüre heißhungrig verzehrte. Erst las sie Romane, die ihr einen weiteren Weg zur Überlegenheit boten, da es ihr möglich war, es in ihrer ärmlichen Umgebung bekanntzumachen, daß sie mit guter Literatur vertraut war. Wegen dieses Umstandes und wegen der aristokratischen Manieren, die sie annahm, gab man ihr in der ganzen Umgebung ständig den Spitznamen „Fräulein Vornehm". Um diese Zeit herum bestand eine ihrer Phantasien und Spieltätigkeiten darin, vorzugeben, sie wäre blind; das war eine Art, der Niedrigkeit ihres Lebens zu entrinnen, es schien, als ob hierdurch elende Dinge, die sie gesehen hatte, ausgelöscht worden wären.

So wurde einer der ersten Schritte in der Richtung der hohen Ambitionen und der Sehnsucht nach einer wirklich guten Erziehung früh getan. Das Erlangen der Überlegenheit bestand für sie stets darin, gebildet zu werden. Mehr als irgend etwas anderes wünschte sie, stets in der Lage zu sein, mit geistig gebildeten Personen auf einer Grundlage der Gleichheit verkehren zu können. Es war ein wunder Punkt für sie, daß sie bei ihrer Mutter so wenig Anerkennung fand, daß die Mutter sie bereits im Alter von 14 Jahren aus der Schule nahm, damit sie arbeiten gehen solle. Doch all diese Jahre hindurch las Sigrid eine ungeheure Menge Bücher, einschließlich der besten klassischen Literatur und der meisten modernen Romane; auf Zeitungen und gewöhnliche Zeitschriften verschwendete sie niemals ihre Zeit. Charakterstudien gewährten ihr großen Genuß und sie vertiefte sich in die Psychologie des Abnormalen mit dem intensiven Wunsch, alles über die menschliche Natur zu wissen. Tragödien und Berichte über Leiden genießt sie besonders, sie lebt sozusagen in den abgebildeten Charakteren mit. Ihr Lieblingsbuch ist „Schuld und Sühne" von Dostojewski. Sie glaubt, die Geschichte ihres eigenen Lebens wäre schicksalsschwerer als so manche, die sie gelesen hat.

Bis zum Alter von 19 Jahren ging Sigrid, wo immer sie lebte, stets regelmäßig in die Kirche, in die Sonntagsschule und in die Kirchenzusammenkünfte der jungen Leute. Jahre hindurch versäumte sie niemals einen Sonntag, sei es als Schülerin, sei es als Lehrerin in der Sonntagsschule. In ihren früheren Mädchenjahren versenkte sie sich oft in heiße Gebete, in denen sie bat, schön und rein zu werden, ihre Versuchungen überwinden und insbesondere ihren Hang zum Diebstahl bekämpfen zu können; trotzdem aber stahl sie einiges aus der Brieftasche ihrer Sonntagsschullehrerin und wahrscheinlich auch andere Dinge aus der Kirche. Während sie sich in die kirchlichen Tätigkeiten vertiefte, fühlte sie sich oft schuldig, weil ihr wirkliches Wesen nicht jener Vorstellung entsprach, die andere sich von ihr machten. Als sie sich im Alter von sechzehn Jahren mit ihrer Mutter überworfen und das Heim verlassen hatte, war sie während der nächsten zwei Jahre in der Kirche eifriger tätig als je, sie fühlte, als ob sie „mit Gott lebte", und während dieses Zeitraumes, versichert sie uns,

verübte sie keine Diebstähle. Ihre Ambitionen blieben auch weiterhin hochgespannt und ein Mann, der sie während dieses Zeitraumes heiraten wollte, wurde von ihr zurückgewiesen, weil er ihr viel zu gewöhnlich erschien. Eine ungeheure Wiederkehr ihrer alten Versuchungen begann, als sie eine kleine Liebesaffäre hatte und sexuelle Anreize daraus erhielt. Sie fing an, sich deprimiert zu fühlen, und doch empfand sie noch immer eine gewisse Sicherheit infolge der persönlichen Hilfe, die sie von der Kirche erhielt.

Sigrid hatte andere Wege versucht, sich selbst zu helfen, indem sie mit sich selber räsonierte, sich tadelte und sich selbst ihre verschiedenen Sünden beichtete, unmittelbar nachdem sie sie begangen hatte. Es scheint, daß sie zu der New Yorker Psychiaterin mit der Idee ging, wenn sie jemandem alles über ihr Stehlen erzählen würde, werde sie sich damit ihre Verbrecherkarriere so vor ihr eigenes Bewußtsein stellen, daß sich dadurch ihr Lebenslauf unbedingt ändern müßte. Von den Anfragen der Ärztin hierzu angeregt, führte sie Aufzeichnungen über unzählige Dinge, die sie gestohlen hatte, und über deren Wert. Sie sagt, daß es ihr einen teuflischen Genuß verursachte, diese Berechnungen aufzustellen, und es hätte für sie eine Form der Selbstbestrafung dargestellt, ähnlich jener, der sich Marmeladoff in „Schuld und Sühne“ hinzugeben pflegte.

Durch die in der Analyse geoffenbarten Einstellungen und Gefühle läßt sich ein den Außenstehenden vollkommen verborgenes ständiges Minderwertigkeitsgefühl klar erkennen. Das Motto Sigrids ist, „zeige der Welt niemals, daß du in einer verzweifelten Lage bist“. In ihren schwärzesten Momenten und in der größten Not nimmt sie den äußeren Anschein von Lebhaftigkeit, Fröhlichkeit und guter Kameradschaft an. Trotzdem zeigt es sich in der Analyse, daß sie sich selber oft sagt: „Armes Mädchen, es lastet ein Fluch auf dir“, und oft denkt sie, sie sei infolge ihrer elenden Abkunft verurteilt, sie sei eben eine Amenson.

Nun braucht Sigrid in vielen Hinsichten nicht mehr zu kompensieren; sie hat sich zu einer sehr vornehm aussehenden Dame entwickelt, hat eine beneidenswerte Gestalt, eine angenehme Stimme, eine ausgezeichnete, gewählte Sprache, und ein Auftreten und Manieren, welche es ihr leicht machen, kultivierte Menschen als Freunde zu gewinnen. Sie war sehr vorsichtig mit ihren Gewohnheiten, hat es zurückgewiesen zu rauchen und zu trinken und sogar, kosmetische Mittel zu benützen. Trotz dem Mangel an regelrechter Schulbildung besitzt sie doch, infolge des vielen Lesens guter Literatur, viele Kenntnisse und intellektuelle Leute finden, daß sie eine gute Kameradin sei. Dadurch, daß sie so anerkannt wird, ist sie in der Lage, das bei ihr oft vorhandene Schuldgefühl und das Gefühl, sie sei „anders“ als die Übrigen, oberflächlich zu verdecken. Immerhin sagt sie: „Es ist ziemlich interessant, anders zu

sein als die Übrigen; das Leben ist ein Kampf — ich hätte viele Dinge versäumt, wenn ich Geld gehabt hätte und nicht gestohlen hätte, und ich habe auf diese Weise recht viele Erfahrungen gemacht. Eigentlich verstehe ich nicht, weshalb ich eine so hohe Meinung von mir selber habe, ich war eigentlich ganz gewöhnlich und ordinär, ausgenommen in meinem Phantasieleben. Ich aber fühlte, ich wäre zu gut für jeden." Es scheint außer Zweifel zu stehen, daß Sigrid wirklich große Ambitionen hatte, die zu der armseligen Umgebung, in der sie in ihrer Kindheit lebte, und zu der Stellung ihrer Familie in scharfem Gegensatz standen und vielleicht Reaktionen auf diese Umstände darstellten. Sie erklärt, sie habe oft das Gefühl, es sei ihr ein großer Erfolg beschieden, sie würde große Dinge vollenden. Sie macht zu Zeiten große Anstrengungen, Sturmläufe von Arbeit verursachen ihr einen großen Genuß, nachher kommt aber das Zunichtewerden der Dinge infolge von störenden Impulsen. Wenn sie ihr Bestes tun will, tut sie manchmal ihr Schlechtestes.

Ihr außergewöhnliches Interesse an Kleidern und ihr außerordentlich heftiger Wunsch nach ihnen hat eine ziemlich tiefe Bedeutung. Obwohl sie stets lebhaft gewünscht hat, ein Knabe zu sein, hat sie gleichzeitig auch den Drang, eines der weiblichsten Geschöpfe zu sein. Oft beschäftigt sie sich in der Analyse mit der Bedeutung, die Kleider für sie besitzen. Es waren ihre glücklichsten Augenblicke in der Kindheit, wenn die Mutter für sie irgend etwas Neues zum Anziehen herstellte, Kleider aus Musseline und Halsschleifen; sie haßte das geflickte Kleid, in dem sie zur Schule gehen mußte. Schon im Alter von sieben oder acht Jahren machte es sie stolz, wenn sie hörte, daß sich andere Mädchen anerkennend über irgendein Kleidungsstück, das sie trug, äußerten. Ihr Vater bestand darauf, daß sie stets ihr bestes Kleid anziehe, wenn sie mit ihm spazieren ging. Derzeit ist es ihre größte Sehnsucht, ihre Kleidung recht oft zu wechseln, jeden Tag ein anderes Kleid anziehen zu können. Sie sagt: „Ein neues Kleid gibt mir das Gefühl, eine neue Person zu sein" oder „es gibt mir neues Selbstvertrauen" und einmal sagt sie, „wenn ich könnte, so möchte ich am liebsten fünftausend Kleider haben", doch nach einer Pause setzt sie hinzu, „aber warum sollte ich sie haben, wenn die Frau A nicht einmal ein einziges neues Kleid für Ostern hat" (Frau A und ihre Familie sind die Leute, denen gegenüber Sigrid die Rolle einer wohltätigen Fee spielt).

Manchmal hat sie eine wilde Sehnsucht zu stehlen. Das einzige Ding, das dieser Sehnsucht wirklich zu entsprechen scheint, ist ein neues Kleid, dessen Tragen ihr ein gutes Auftreten und Selbstbefriedigung sowie das Gefühl, eine andere Person zu sein, gewährt. Sie kann dasselbe Kleid nicht längere Zeit hindurch tragen, ohne es zu hassen, und sie will stets teurere Kleider, als Mädchen in ihrer Stellung sie gewöhnlich haben. Sie hat bedeutend mehr Geld für Kleider ausgegeben, als sie jemals hätte ausgeben dürfen; sie beschäftigt sich

in ihren Gedanken zu viel mit Kleidern. Das Tragen von guten Kleidern gibt ihr ein Gefühl der Überlegenheit, das Gefühl, daß sie besser sei, als sie wirklich ist. In ihren Träumen von adeliger Abkunft und in anderen Träumen, in denen sie Juwelen trägt, sind hauptsächlich sie es, die ihr Vornehmheit verleihen.

Der Wunsch, eine andere Person zu sein, taucht in der Analyse häufig auf. Sigrid träumt davon, *verkleidet zu sein, und sogar von einer komplizierten Prozedur, ihre Hautfarbe durch Anwendung von Feuer so zu verändern, daß sie nicht wiederzuerkennen ist.* Dieser Traum enthält ein Element des Gepeinigtwerdens und sie assoziiert dazu ihre Ideen über die Inquisition. „Ja, vielleicht werde ich durch die Analyse geändert werden." (Hat es eine Bedeutung, daß dieser Traum — nur hinsichtlich seiner Lebhaftigkeit, behauptet sie — in ihr die Erinnerung jenes Traumes erweckt, den sie im Alter von etwa zwölf Jahren träumte, *in dem sie von einem Stier verfolgt wurde?* Zweimal während der Analyse sprach sie von diesem alten Traum, ohne sich daran zu erinnern, daß sie auch schon neun Jahre früher von ihm gesprochen hatte.) Sigrid erwähnt oft die Tatsache, daß sie ihren Namen ändern möchte.

Im Gegensatz zu dem großen Interesse Sigrids an weiblichem Putz steht der ständige Genuß, den es ihr gewährt, Männerkleidung zu tragen, wenn die Gelegenheit es erlaubt. Obwohl sie weiche, hübsche Putzgegenstände liebt und den Hang hat, sie zu sammeln, wünscht sie doch, ein Mann zu sein, genau so wie sie als kleines Mädchen gewünscht hatte, ein Knabe zu sein. Zu jener Zeit hatte Sigrid, übernormal hochgewachsen und aktiv, nicht nur ungeheuere Freude daran gehabt, daß sie im Sport mehr leisten konnte als selbst Knaben, sondern liebte es auch, Knabenkleider anzuziehen, und wagte sich gelegentlich sogar am Abend so auf die Straße. Als halbwüchsiges Mädchen übernahm sie männliche Rollen in kirchlichen Schauspielen; oft spielte sie den Bräutigam in Hochzeitsszenen. Ihre Jugendphantasien enthielten viele Abenteuer von der Art, an der Knaben Vergnügen finden.

In einem Traum *entrinnt sie einem Angriff dadurch, daß sie eine tiefe Baßstimme gebraucht.* In diesem Traum kommt *ihr Vater* vor, *im Begriffe, sich an ihr zu vergreifen; sie versucht, seinen Finger abzubeißen, und gibt sich gewissen auto-erotischen Betätigungen hin.* Die Assoziationen hierzu führen zum Männlichkeitskomplex; die Mutter habe ihr häufig gesagt, sie hätte eine rauhe Stimme und ein rauhes Lachen; als Kind habe sie viel Interesse für das männliche Sexualorgan gehabt. In einem verwickelten Traum *kämpfte sie mit einem Schwert in der Hand gegen Männer.* In einem anderen Traum *verfolgt sie ein Mann von abstoßendem Äußeren, der irgendwie ihr Vater zu sein scheint, und bedroht sie mit einem Messer; sie nimmt ihm das Messer weg und ein Mädchen wird ermordet.* Die Erzählung dieses Traumes erweckt in ihr

die Erinnerung, daß ihr Vater einmal mit ihr Verkleiden spielte; er zog die Kleider der Mutter an, während sie die Kleider ihres Bruders anlegte. Auch erzählt sie, daß zu jener Zeit, als die Mutter im Krankenhaus lag, der Vater oft kochte und dabei eine Art Schlafrock trug.

Die Mutter hatte oft über die Leiden des Weibes gesprochen; als das kleine Mädchen zur lokalen Behandlung ins Krankenhaus kam, verspürte sie nicht nur selbst großes Unbehagen, sondern sie nahm auch an den Leiden anderer Frauen, deren Zeugin sie dort war, sehr großen Anteil. Noch nicht acht Jahre alt, hörte sie einmal das Wehklagen einer Gebärenden im Nachbarzimmer. Ein Mädchen zeigte ihr ekelerregende Beweise der Menstruation. Sie erinnerte sich an diese Erlebnisse, die für sie offenbar einen stark traumatischen Charakter hatten und ihr das weibliche Schicksal als durchaus nicht wünschenswert erscheinen ließen. Immer wieder behauptet sie, sie hätte immer ein Knabe sein wollen, und „auch heute noch ist es mir verhaßt, ein Mädchen zu sein".

Sigrid erklärt uns wiederholt, sie sei nahezu in jeder Hinsicht eine Doppelperson. Sie liebt Männer und trotzdem haßt sie sie auch. Sie hatte während längerer Zeit zwei intime weibliche Freundinnen, eine verheiratete Frau und ein junges Mädchen in etwa ihrem Alter, doch überwiegen die männlichen Kameradschaften und Freundschaften. Jede Gelegenheit zu gesellschaftlichen Beziehungen mit jungen Männern begrüßt sie mit Freude, doch zweifelt sie, ob sie von ihnen geschlechtliche Befriedigung bekommen könnte. „Ich kann es nicht zulassen, daß Männer sich verausgaben, um mir etwas zu geben." Sie fühlt, daß sie manchen Männern gegenüber eine weibliche Einstellung einnimmt; für andere ist sie ein männlicher guter Kamerad.

Sigrid erkennt, daß diese doppelte Einstellung sich durch einen großen Teil ihres Seelenlebens und ihres Verhaltens hindurchzieht. Sie hat viel Gutes in sich und dennoch setzt sie das Stehlen fort. Sie haßt ihren Vater und fühlt sich von ihm angewidert; gleichzeitig erkennt sie nun, daß sie an ihn stärker gebunden ist, als sie es jemals wahrhaben wollte; noch immer hat sie ein Schuldgefühl wegen ihrer übergroßen Zärtlichkeit für ihn. Sie träumt von *einer Begegnung mit ihrem Vater, dem ein vampyrartiges Weib sein ganzes Geld weggenommen hatte; sie bedauert ihn und wird durch ihn erregt.* Bei den Einfällen zu diesem Traum zeigt sie viel Widerstand und erklärt sehr erregt, daß sie jetzt unbedingt fortgehen und Zubehör für ein ganzes neues Kostüm stehlen müsse. In einem anderen Traum *geht sie in ein Haus und hat Schuldgefühle; sie kommt im Traum zweifach vor und die Leute jagen schließlich ihr „anderes Ich" hinaus.* Einmal sagt sie sehr heftig, sie sei nicht nur zwei Personen in einer, sie sei auch der wankelmütigste Mensch auf Erden und „die größte Lügnerin der Welt".

Sigrid hatte Selbstmordgedanken, die aber vorübergehend waren; so z. B.

dachte sie daran, sich von dem Fährboot in New-York ins Meer zu stürzen, als sie über Anregung der New-Yorker Psychiaterin beschloß, ein neues Leben zu beginnen, und einen Koffer mit gestohlenen Kleidern im Werte von Hunderten von Dollars über Bord warf. Die Lebensfreude, die sie in ihren fröhlichen Momenten empfindet, verhindert irgendwelche tatsächlichen Schritte in der Richtung der Selbstvernichtung. Als sie wegen Arbeitslosigkeit deprimiert war, erwog sie verschiedene Arten des Selbstmordes, doch sagte sie sich zum Schluß: „Weshalb sollte ich eine so gute Sache wegwerfen?“

Es ergab sich kein Beweis, daß sie ihre schöne und allseits geliebte Schwester, „das preisgekrönte Baby“, gehaßt hätte. Natürlich muß es Eifersüchteleien gegeben haben, doch Sigrid war immer viel klüger und reifer. Ihre Gefühlseinstellungen zu ihrer kleinen Schwester waren früher etwa die des Stolzes. In den letzten Jahren ist Sigrid geradezu mütterlich geworden in dem Wunsche, dem Mädchen zu helfen, das selbst in Liebesangelegenheiten und infolge von Not mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Einstellung Sigrids in dieser Hinsicht scheint eher normal zu sein, als irgendeine Überreaktion darzustellen.

Daß die Mutter-Kind-Beziehung in Sigrids Fall für die Persönlichkeitsentwicklung sehr bedeutsam war, zeigt sich an der Häufigkeit ihres Auftauchens im analytischen Material. Als sie noch ein kleines Kind war, spielte die Mutter ihr gegenüber eine ganz andere Rolle als später. Sigrid war damals von der Mutter passiv abhängig und dachte an sie wie an eine schöne und gute Mutter. Seit Sigrid fünf oder sechs Jahre alt geworden war, gab es jedoch zwischen ihnen stets irgendeine Schranke. Die Mutter, die noch als ganz junges Mädchen geheiratet hatte, mußte bald für mehrere Kinder sorgen und hatte einen Mann, der rasch immer untüchtiger und unberechenbarer wurde. Die gegenseitige Anziehung zwischen Vater und Tochter wurde der Mutter im höchsten Maße klar, und Sigrid erinnert sich lebhaft daran, daß man sie darum tadelte, als sie nicht viel über sechs Jahre alt war; offenbar hatte die Mutter das Erwachen des Geschlechtslebens bei der Tochter instinktiv gefühlt. Es wurde für Sigrid bald eine Art Wettbewerb mit der Mutter um die Zuneigung des Vaters. Offenbar zeigte die Mutter eine gewisse Eifersucht; sie sagte dem Kinde, es solle sich nicht auf den Schoß des Vaters setzen, die Beine nicht zeigen u. dgl. Jedenfalls gelang es der Mutter, in Sigrid ein lebhaftes Verständnis für die gegenseitige Anziehung zwischen Vater und Tochter zu erwecken.

Von dieser Zeit an mangelte es an befriedigenden Gefühlsbeziehungen zur Mutter, nach der sich Sigrid immer gesehnt hatte. Es fiel ihr oft und stets in sehr gefühlsbetonter Weise ein, daß sie das schlimme Kind war, das man nicht lieben durfte, das man sogar niemals küßte. Nicht als ob die Mutter in ihren Prügeleien so hart gewesen wäre wie der Vater; aber es gab zwischen

ihnen kein inneres Band. Sigrid fühlte, sie wäre ihrer Mutter lästig; die Mutter sagte sogar: „Ich wünschte, ich hätte dich nie gesehen." Die Mutter behandelte die Kinder im großen und ganzen gut; sie verlangte von ihnen Rechtschaffenheit und ließ sie regelmäßig ihre Gebete hersagen. Doch Sigrid klagt: „Hätte mich die Mutter je in ihre Arme genommen und liebkost, so wäre ein anderes Mädchen aus mir geworden, ich wäre geschmolzen". Der Traum, *in dem sie mit der Mutter zusammen ist, als die Sonne durch die Wolken bricht,* bezeugt den verborgenen Wunsch nach dem alten Zustand, da zwischen ihr und ihrer Mutter noch innige Beziehungen bestanden hatten.

Sigrid entwickelte aggressive Tendenzen gegen ihre Mutter; sie bestahl sie, doch nie den Vater. Der Erzählung eines Traumes *über einem Kampf mit Löwen* folgt zuerst ein Widerstand gegen Einfälle und dann ein Bekenntnis, daß der Traum mit einem eine Anzahl von Löwen darstellenden Bild zusammenhängt, welches an der Wand hing, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie hat seit langen Jahren nicht mehr an dieses Bild gedacht. Sie pflegte das Bild anzusehen und sich vorzustellen, die Löwen würden auf die Mutter springen, und dann stellte sie sich vor, wie hübsch ihre Mutter aussehen würde, wenn sie tot wäre und im Sarg läge. Des Nachts weinte sie sich bei diesem Gedanken in den Schlaf, und mit ihrer Gabe für das Erzählen von Geschichten beschrieb sie ihr Phantasiebild den anderen Kindern und alle weinten. Dies kam recht früh in der Analyse heraus, und Sigrid setzte hinzu: „Das zeigt, wie sehr wir sie lieb hatten. Nie hatten wir Vater so lieb." Dann gab es ein anderes Bild, *in dem Wellen hoch über einen Felsen dahinbrausen und Sigrid ihre kämpfende und ertrinkende Mutter in das Wasser legt.* Im späteren Verlauf der Analyse zeigte es sich, daß das Kind den Vater für sich allein haben wollte; sie entwickelte nun Phantasien, in denen sie sich ihrer Mutter entledigte, wobei sie ein gebührendes Maß von Trauer über das phantasierte Hinscheiden der Mutter bekundete. Während der Analyse geht Sigrid ins Theater, um sich das Stück „Die Trauer steht Elektra gut" anzusehen, das ihr als sehr natürliche Darstellung der Familienbeziehungen erscheint. Sie wäre imstande gewesen, ihre eigene Mutter zu ermorden.

Das Bild von Sigrids Vater und ihre Erinnerungen an ihn liegen tief im Grunde ihres Gefühlslebens. Seit der Zeit, da sie von ihm im Alter von zehn oder zwölf Jahren getrennt wurde, waren ihre Phantasien und Träume stets sehr durch sein Bild beeinflußt. Als sie noch sehr klein war, war der Vater sehr freundlich zu ihr und spielte und scherzte mit ihr. Es gab mit ihm Balgereien im Bett, und wenn Gäste da waren, schlief er im selben Zimmer mit den zwei kleinen Mädchen. Dann kam die Zeit, in der Männer im Hause wohnten, die tranken und Karten spielten, und die die Mutter nicht leiden konnte. Das kleine Mädchen fürchtete sich vor ihnen. Der Vater war nach solchen

Exzessen oft krank und widerlich, und man durfte ihn des Morgens nicht stören; doch trieben Sigrid und ihre Schwester auch weiter allerhand Allotria mit ihm. Sigrid erinnert sich lebhaft daran, daß sie auf seinem Schoße saß und ihn liebkoste, daß sie bewunderte, wie sauber er war und wie er seine Hände pflegte, und den Duft des Parfums genoß, das er verwendete. Sie kämmte ihm das Haar und hatte seltsame neue Gefühle, wenn sie auf seinem Schoße saß. Freilich war er manchmal leicht erregt und seine Hand war schwer und hart, wenn er sie bestrafte, doch kümmerte sie sich nicht darum.

Im Anschluß an Einfälle zu verschiedenen Träumen, in denen der Vater auftritt, meint sie, sie habe schon seit langem gefühlt, daß der Vater sie auf irgendeine Weise erweckt und erregt hätte; sie fragt sich sogar, ob er sie nicht etwa mit Chloroform betäubt habe, denn „ich hatte ihn stets im Verdacht, daß er es mit mir getan hat; ich habe Jahre lang gegrübelt“. Sie kann ihre Gefühle für ihren Vater nicht erklären. Zum Teil sind es Schuldgefühle; trotz all dem Abscheu vor seinem späteren Benehmen hat sie ein Schuldgefühl, das mit dem Gefühl übergroßer Zärtlichkeit für ihn verknüpft ist. Während der Analyse besucht sie ihn einmal, sieht ihn im verkommenen Zustande und fühlt sich irgendwie befleckt; doch zugleich spürt sie eine Regung der Eifersucht, denn er steht scheinbar in engen Beziehungen zu einer Frau in der Familie, in der er lebt. Später hat sie das Gefühl, daß ihre Beziehungen zum Vater einigermaßen eigentümlich gewesen sein müssen.

Ihre Sympathien waren oft auf der Seite des Vaters; sie fühlt, daß sie damals, als die Mutter ihn als verächtlichen Menschen behandelte, „die einzige in der Familie war, die genug Rückgrat besaß, um sich herzhaft auf seine Seite zu stellen“. Strafen, die Sigrid von ihrer Mutter wegen Diebstählen zuteil wurden, trugen dazu bei, daß Sigrid mit ihrem Vater noch mehr Mitgefühl empfand, nachdem sie erfahren hatte, daß er stahl. In einer ihrer immer wiederkehrenden Phantasien stellt sie sich vor, der Vater sei fortgegangen und sie durchsuche die Welt, um ihn zu finden, und manchmal wieder, sie stehe erwartungsvoll auf einem Kai und warte auf seine Rückkehr. Tatsächlich geschah es einmal an einem Weihnachtstag, als fast nichts zu essen im Hause war, daß sie die anderen Kinder zum Gefängnis der Stadt führte, um durch das Fenster zu gucken und ihn dort zu sehn — sie alle, die draußen waren, weinten bitterlich. Obwohl Sigrid ihren Vater in den letzten Jahren nur zweimal gesehen und ihn so ungepflegt und verkommen angetroffen hat, kehrt sie trotzdem in ihrem Phantasieleben und in ihren wiederkehrenden Träumen zu ihrem früheren Bild von ihm und zu ihren früheren Gefühlen für ihn zurück — er bleibt so für sie die hochgewachsene, tadellose, romantische Gestalt, als die er ihr erschienen war, als sie noch ein kleines Kind war.

Sigrid zeigt während der Analyse ein intellektuelles Interesse dafür, daß ge-

wisse körperliche Eigenschaften, welche sie bei den jungen Leuten, mit denen sie bekannt wird, besonders anziehend findet, ohne daß es ihr zum Bewußtsein kam, oft gerade jene sind, die sie an ihrem Vater so bewunderte, z. B. die hohe Statur, besonders wohlgepflegte Hände, seine Haarfarbe und die besondere Sorgfalt, stets ein reines Hemd zu tragen. In all dem kann sie jedoch die Wirklichkeit nicht von dem Bilde unterscheiden, das sie in ihrer Phantasie von ihrem Vater entworfen hatte.

Sigrids Mutter sagte oft: „Du bist genau so wie er“ und setzte manchmal hinzu, Sigrid wäre zweifellos eine Amenson. Sigrid glaubt, schon früher gewisse Ähnlichkeiten erkannt zu haben; sie beide waren linkshändig, sie beide hatten dieselbe Haarfarbe, „er konnte einem Menschen ins Gesicht sehen und Dinge sagen, die nicht wahr waren, und das konnte ich auch“. Er hatte eine Vorliebe für viele jener hübschen Dinge, die auch sie liebte, und auch er war sehr eingebildet. Vor allem aber stahlen sie beide. Sigrid ruft: „Ich bin sein Ebenbild“. Manchmal versucht sie, sich ihr eigenes Verhalten durch die Vererbung zu erklären, dann aber sagt sie wieder, die körperliche Anlage reiche da nicht aus, denn einer ihrer Brüder sehe dem Vater auch sehr ähnlich und stehle doch nicht. Sie denkt, es müsse doch etwas mehr sein als nur Vererbung.

Sigrid weiß, daß sie dem Vater näher stand als der Mutter, sie fürchtete nie, ihm zu erzählen, daß sie gestohlen habe, auch wenn er sie dafür prügelte („es ist ganz sonderbar, daß ich mir aus seinen Prügeln nichts machte“), während sie vor der Mutter stets alles ableugnete. Man nahm an, daß sie den Vater nicht lieb hatte, aber das war ein Irrtum. Manchmal sprach die Mutter lang und breit über die besseren Eigenschaften ihrer Familie, und Sigrid hoffte manchmal, daß sie vielleicht auch einige dieser Eigenschaften geerbt hätte; aber wenn sie sich bewußt ihre Schwierigkeiten vor Augen hielt, kehrte sie stets zu der Formel zurück: „Ich bin eine Amenson“. Während der Analyse versuchte sie, im Anschluß an Träume von adeliger Abkunft eine Ahnentafel zu entwerfen, und schrieb an ihre Mutter um Auskunft, offenbar aus dem Wunsche heraus, sich zu beweisen, daß in dem Blute der Familie auch eine über das Durchschnittliche hinausragende Linie vorhanden sei, von der sie einiges geerbt haben könnte.

Wenn Sigrid daran denkt, wie elend es mit ihrem Vater abwärts ging, haßt sie den Gedanken, daß sie ihm ähnlich sehe und seinen Namen trage; sie glaubt, er hätte ihr großen Schaden verursacht, erkennt aber auch zugleich, daß dahinter ein eigentümliches Gefühl der Sympathie und der Verwandtschaft mit ihm verborgen ist; auch jetzt noch pflegt das Denken an ihn gewisse sexuelle Gefühle in ihr zu wecken. Sie ist dessen sicher, daß sie mehr Liebe für ihn hatte als die Mutter, und daß es zum Teil die Schuld der Mutter war, daß er zu dem geworden war, was er jetzt ist.

Von all dem Material, das während der analytischen Stunden durch die Kanäle der Assoziation in ihr Bewußtsein strömte, waren es ihre frühkindlichen Phantasien, deren Erzählung sie den größten Widerstand entgegensetzte. Es fällt ihr viel leichter, ihre kriminellen Handlungen zu erzählen, als diese Inhalte ihres frühesten Seelenlebens preiszugeben; sie scheinen für sie etwas viel Empörenderes darzustellen. Als sie noch sehr jung war, kam sie darauf, daß sie mit ihrer lebhaften Einbildungskraft Geschichten und Situationen ausdenken konnte, die sie dann selbst in Aufregung versetzten. Sie steckte oft ihren Kopf unter das Bettzeug und phantasierte mit einem solchen Gefühl der Realität, daß sie nachher erschrak und aufsprang, um dem Phantasieren ein Ende zu machen. Noch ehe sie ordentlich lesen konnte, erfand sie für sich selbst Geschichten mit vielen Fortsetzungen und unterhielt dann Jahre hindurch ihre Geschwister am Abend im Bett; daher wurde eine gewisse Kalenderordnung eingehalten, an gewissen Nächten der Woche wurden jene Geschichten fortgesetzt, die zu dieser bestimmten Nacht gehörten. Was sie aber in der Analyse preiszugeben zögerte, waren die Phantasien, die sie für sich selbst behielt. In diesen wurde sie geraubt, überwältigt und in einem Automobil entkleidet, und es wurden sexuelle Angriffe auf sie ausgeführt, deren Natur ihr damals sehr unklar war. Die Angreifer waren verschiedene Männer, denen sie verschiedene Namen gab; da dies im Alter von etwa sieben Jahren geschah, da sie von Männern recht armselige Vorstellungen hatte, erschienen sie ihr in der Phantasie oft als sehr schön und nahezu Frauen gleichend. Manchmal wieder phantasierte sie, daß sie mit diesen Männern lebte und schlief; sie hatte auch eine Phantasie, sie sei das einzige Mädchen in einer Knabenschule und dürfe aus der Schule nicht fortgehen, bevor sie jeden Knaben in der Schule geküßt hätte, und zwar die eine Hälfte der Knaben, während sie noch angekleidet war, und die andere Hälfte vollkommen entkleidet, — die Knaben waren auch entkleidet. Sie hätte entfliehen können, wenn sie ihr Wort gebrochen hätte, doch schien es ihr, sie müßte sehen, wieviel sie aushalten könne, ohne ihr Versprechen zu brechen. Worin das Versprechen bestand, daran erinnert sie sich nicht. Dann begann ihr die Phantasie über dieses Küssen langweilig zu werden und die Knaben legten sich auf sie; dann wurde sie auch dessen überdrüssig. Sie lag stets auf dem Bauche, wenn sie sich diese Geschichten erzählte.

In einer anderen Gruppe von Phantasien, die sich monatelang fortsetzten, besaß Sigrid das Geheimnis des Lebens. Es gab eine Gesellschaft von Feinden, die ihr dieses Geheimnis entreißen wollten, und sie wurde von diesen Leuten gepeinigt, aber es gab einen Hauptmann auf ihrer Seite, dem sie stets Meldungen erstattete, und es gab ein Versteck, in das sie sich begeben konnte, so daß es ihr immer gelang, die Preisgabe des Geheimnisses zu vermeiden. Sie

flüchtete mit einem Manne in eine Bergschlucht in den Weststaaten, die beiden verrammelten den Eingang zu der Schlucht mit Steinblöcken, bauten sich eine Hütte und verbrachten dort eine glückliche Zeit miteinander. Alle diese Phantasien hatten ihre sexuellen Komponenten, und Sigrid erzählt, die aufregenden Episoden in diesen Phantasien hätten eine gewisse Ähnlichkeit mit ihren Diebstählen gehabt: wenn die Phantasie zu Ende war, wurde sie von Entsetzen überfallen und fühlte sich „ganz kaput".

Es gab dann andere Phantasien, in denen sie mit einem Riemen geprügelt, am Daumen aufgehängt und verbrannt wurde; sie hatte schwere Arbeit zu verrichten, lebte in Lumpen gekleidet in einer Dachkammer und hungerte, aber stets stellte sie sich vor, daß sie ein hübsches Gesicht habe und daß die Möglichkeit einer großen Zukunft vor ihr liege. Diese Phantasien begannen in einem sehr frühen Alter, Sigrid glaubt, daß sie mit geschlechtlichen Inhalten im Alter von etwa fünf Jahren anfingen und dann allmählich an Ausdehnung und Vielfältigkeit gewannen. Sie begann gerade lesen zu lernen; ihre Lieblingsmärchen waren „Aschenbrödel" und andere Leidensgeschichten, die sie zum Weinen brachten. Sie stellte sich vor, sie leide, sie sei unerwünscht, werde gehaßt und müsse vom bloßen Fußboden essen. Bestrafung anderer kam nicht vor. Sie hatte keine Sklaven, sie war immer die Leidende, aber es fällt ihr ein, daß sie mehrere Male den intensiven Wunsch hatte, jemandem wehe zu tun. Einmal dachte sie daran, ein kleines Kind zu erwürgen. (In den letzten Jahren hatte sie einmal die Gelegenheit, während eines Spiels einen Knaben an einen Pflock zu binden; sie prügelte ihn mit wildem Genuß, ließ ihn dann stehen und lief fort.) In einer ihrer Kindheitsphantasien bevölkerte sie ein Zimmer, in dem sie manchmal Gelegenheit hatte, sich allein aufzuhalten, mit einer Anzahl von Kindern, denen sie Namen gab, an die sie sich gut erinnert. Die Kinder waren anständig und brav, sie wollte sie nicht anders haben.

Mit einem ständigen Gefühl der tiefen Beschämung über viele ihrer Phantasien beschloß sie mit etwa zehn Jahren, all dem ein Ende zu machen. Um sich dabei zu helfen, gab sie sich große Mühe, gute Bücher zu lesen und an bessere Dinge zu denken. Zu jener Zeit war es, daß sie zum ersten Mal um Reinheit betete. Sie fing an, sich ihrer Phantasien so zu schämen, daß sie die Erinnerung an sie verdrängte, und die Einzelheiten wurden, wie sie sagt, niemals wieder erinnert, bis dies nun in der Analyse geschah.

Es ist interessant, daß die Enthüllung dieses lebhaften Phantasielebens, das so vergessen worden war, nach einem Traume *über den Analytiker begann, in dem sie sich in einige Vertraulichkeiten mit ihm einließ, und er ausrief: „Bedenken Sie doch, wer ich bin" und hinzufügte: „Auf dem armen Mädchen lastet ein Fluch"*. In den Einfällen sagte sie dann, ihr Phantasieren sei ihr

wahrer Fluch. Als sie davon zu sprechen angefangen hatte, erschien sie einige Tage nicht; dann kam sie zurück und sagte, sie hätte jede Nacht in einer Weise, an die sie sich nur unbestimmt erinnerte, vom Analytiker geträumt. Gerade unmittelbar vor dieser Zeit litt sie viel an Kopfschmerzen und sagte, sie fühle, es gebe etwas, das sie „von ihrer Brust abwälzen müsse". Als sie den Charakter ihres Phantasielebens enthüllt hatte, fühlte sie sich von diesen körperlichen Beschwerden in hohem Maße befreit.

Ganz abgesehen von der Deutung des Stehlzwanges, wovon später die Rede sein wird, verlangen diese ungeheuere Entwicklung des Phantasielebens und seine besonderen Inhalte nach Erklärung. Es handelte sich um viel mehr als um die üblichen kompensatorischen Phantasien des Kindheitslebens; es stand alles in Beziehung zu den frühen psychosexuellen Traumen und wurde durch sie verschärft. Offenbar beschäftigten sich Sigrids Phantasien in sehr frühem Alter viel mit der Vorstellung des Geraubtwerdens und Leidens. Die masochistischen Phantasien hatten einen sexuellen Akzent, sie standen mit frühen sexuellen Regungen in Verbindung; die Prügel des Vaters haben dazu beigetragen, die zwei Dinge leicht in Verbindung zu bringen. Ihre Phantasie vom Geheimnis des Lebens hatte für sie wahrscheinlich die Bedeutung des elterlichen Verkehrs. Und es erfordert keinen allzu großen Aufwand von Einbildungskraft, um zu vermuten, das sichere Versteck im Erdboden, in der Muttererde, habe unbewußt die Bedeutung von Ruhe und Sicherheit im Mutterleib gehabt.

Hier sollen nur jene Momente in Sigrids sexuellen Erlebnissen erwähnt werden, die zu ihrem Stehlzwang in Beziehung zu stehen scheinen. Einige ihrer traumatischen Erlebnisse haben wir bereits erwähnt; es gab aber auch noch andere: Als sie etwa 8 Jahre alt war, nahm sie ein Mann mehrere Male zum Spaziergang mit und brachte sie dazu, die Hand in seine Hosentasche zu stecken; sie fühlt, daß es damit eine Bewandtnis hatte, die weiterging, als ihre Familie je erfuhr. Der Vater versuchte wohl, den Mann ausfindig zu machen, um ihn festnehmen zu lassen; doch wenn Sigrid an die Angelegenheit zurückdenkt, scheint es ihr, als ob ihre Erinnerung an jenen Mann sich mit der an ihren Vater vermenge; sie pflegte die Taschen ihres Vaters nach Kleingeld zu durchsuchen. Es geschah wahrscheinlich früher, daß sie einmal des Nachts erwachte und sehr erschrak, als sie einen der Saufkumpane ihres Vaters in der Türöffnung des Schlafzimmers stehen sah; sie fürchtete, er wolle ihr etwas antun. Sie erinnert sich daran, daß sie etwa zu jener Zeit und dann während mehrerer Jahre andauernd gewisse sonderbare visuelle Empfindungen hatte über „Dinge, die immer größer und größer wurden". Etwa im selben Alter überlegten sie und ihre Schwester, ob sie durchs Fenster schauen sollten oder nicht — es war ein unbekleideter Mann zu sehen. Sigrid selbst war, als sie

allein war, fasziniert — wie sie es ausdrückt —, das Sexualorgan eines Mannes, der sich im Zimmer nebenan entkleidete, zu beobachten. Sie hörte sehr neugierig zu, als die Mutter ihren Brüdern Warnungen vor der Masturbation erteilte.

Mit 10 oder 11 Jahren machte Sigrid die Bekanntschaft einiger Mädchen, die oft stahlen und die ihr sexuelle Geschichten erzählten. Sie spielten in der Umgebung einer Scheune, und eine ihrer lebhaften Erinnerungen ist, daß sie nachher die starke Begier verspürte, die Scheune in Brand zu setzen. Die Mädchen erzählten von sexuellen Erlebnissen, die sie dort gehabt hätten. Sigrid erzählt, daß sie als halbwüchsiges Mädchen viel Interesse an Feuer hatte, und daß der Anblick davon, der Gedanke daran sie immer erregt hat. Einer der größten Kämpfe ihres Lebens war der gegen autoerotische Praktiken, die sie mehr oder weniger fortsetzte, ausgenommen während des Intervalls von etwa zwei Jahren, in dem sie keine Diebstähle verübte. Sie träumt manchmal von nackten Männern und hatte während der Analyse zwei sehr lebhafte Träume von Männern ohne Penis. Einer Enttäuschung in einer Liebesaffäre unmittelbar vor dem Besuch bei der New Yorker Ärztin folgte eine Orgie des Stehlens.

In den letzten drei Jahren hat Sigrid zweimal bemerkenswerte Schwangerschaftsphantasien entwickelt. Einmal führte sie die Idee so weit, daß sie sich einbildete, sie fühle einige Schwangerschaftssymptome, und sich Annehmlichkeiten versagte, als ob sie wirklich schwanger wäre. Sie erzählte sogar anderen Leuten, sie werde ein Kind bekommen.

Während der Analyse fühlte sich Sigrid zu Zeiten außerordentlich ermutigt, aber in anderen Perioden überkam sie wieder ihr alter Drang zum Stehlen. Sie verglich das analytische Erlebnis damit, daß man in einen Fluß springe und umherschwimme, um sich gründlich abzuwaschen. Einmal sagte sie, es wäre so ähnlich, als ginge sie regelmäßig zur Kirche, um sich wieder innerlich rein zu fühlen. Gegen Ende hatte sie einen Traum von ihrem Vater und nach einigem Widerstreben, ihn zu erzählen, sagte sie: „Man verlangt von mir jetzt zu sehen, was ich früher nicht sah, warum ich stehle, aber was würde geschehen, wenn ich mit der Analyse aufhöre; was für Befriedigungen gäbe es dann für mich außer solchen, die ich doch nicht haben kann?“ In derselben Sitzung erklärte Sigrid feierlich, die Analyse wäre ein ganz erstaunliches Erlebnis; was die Analyse für sie getan hätte, wäre geradezu ein Wunder. In einer noch späteren Stunde aber sagt sie: „Wer da glaubt, das bißchen Analyse kann mich heilen, ist verrückt.“

Während einiger Monate war Sigrid zweifellos frei genug von ihrem Stehlzwang, um ihm nicht nachgeben zu müssen; aber dann kam eine Zeit, da sie wieder in eine sehr schwierige ökonomische und soziale Lage kam. Sie war

außerordentlich aufgewühlt und sagte, sie brauche jetzt Ermahnungen mehr als irgend etwas. Sie träumte, *der Analytiker rette sie vor einem Angriff.* Um diese Zeit stahl Sigrid bei verschiedenen Gelegenheiten, wie es sich später herausstellte; dabei spezialisierte sie sich jetzt nicht mehr so sehr auf Kleidungsstücke oder Putzgegenstände, sondern verschaffte sich eher kleine Geldsummen, Bücher und Schmuckstücke, die den Leuten gehörten, mit denen sie Umgang hatte. Einmal stahl sie auch einen Schlüssel und drang des Nachts in das Bürohaus ein, in dem sie während des ersten Teiles der Analyse gearbeitet hatte; dort entschloß sie sich, außer Geld noch einige andere Gegenstände von geringem Wert mitzunehmen. Sie eignete sich auch einiges an, was dem Analytiker gehörte.

In enger Verbindung mit der Wiederkehr des Zwanges steht die Tatsache, daß sie während etwa des letzten Monats der Analyse weit entfernt davon war, aufrichtig zu sein, weder über das, was in ihrem Innern vor sich ging, noch über ihre äußere Lebenssituation.

Während einer der letzten Stunden hatte Sigrid folgenden Traum: *Sie befindet sich auf einem felsigen Ozeanstrand und beugt sich vor, um mit ihren Händen einen Fisch von seltsamen Aussehen zu erhaschen. Ein Mann kommt des Weges und sagt ihr: „Weißt Du nicht, daß diese Fische giftig sind; wenn Du ein Buch liest, wirst Du alles darüber erfahren". Sie fragt nach dem Titel des Buches; die Antwort ist: „Aus dem Ei erwachsend". Sie dankt dem Mann, läßt die Fische sein und machte sich auf den Weg den Klippen entlang, die hoch und felsig waren. Sie sieht ein großes Haus, scheinbar aus weißem Marmor mit drei schönen Säulen an der Vorderfront. Sie weiß, es ist das Haus des Analytikers, es ist wie ein schöner Tempel dort auf den Felsen. Sie will es erreichen, doch sie sieht wie schwer der Weg ist. Große Menschenmengen nähern sich, schlagen die gleiche Richtung ein und fragen sie, was das für ein Ort sei. Sie sagt es ihnen und die Leute folgten ihr zuerst wie eine Art Prozession, doch später ist sie allein und verirrt sich. Sie gleitet auf den Felsen aus, fällt ins Meer, ist nahe daran zu ertrinken und fühlt sich furchtbar unglücklich, weil es ihr unmöglich scheint, das Haus zu erreichen. Dann trifft sie den Analytiker, der ihr sagt, daß sie einen falschen Weg geht. Der Analytiker sagt, sie müsse über die Klippen hinaufsteigen. Sie beginnt eine schwere Felsenkletterpartie, fällt jedoch herab, verletzt sich und wird furchtbar entmutigt, da sie fühlt, sie könne das ersehnte Ziel nie erreichen.*

Deutungen

Unsere Darstellung des analytischen Materials ist notwendigerweise sehr unvollständig, man könnte weit mehr davon vorlegen, um das Gebäude der Deutung zu stärken; andererseits wurden doch, wenn auch nicht alles klarge-

stellt wurde, die hauptsächlichen Grundlagen von Sigrids Schwierigkeiten enthüllt.

Unser besonderes Problem ist die spezifische und unbewußte Bedeutung des Stehlens, das so außergewöhnlich, so oft wiederholt und so zwanghaft war. Sigrid fühlt sich zum Stehlen getrieben; woher der Trieb kommt, weiß sie nicht. Offenbar will sie etwas haben, was entweder durch den Akt des Stehlens oder durch die gestohlenen Gegenstände oder durch eine Kombination beider Dinge repräsentiert wird. Die Frage für uns ist, woher sie diesen besonderen Zwang hat, der sie in Gefahr bringt und so viel nachträgliche innere Störungen und Selbstvorwürfe im Gefolge hat.

Um zu den tieferen Gründen zu gelangen, können wir Sigrids kindisches Stehlen von Eßwaren außer Betracht lassen und können von den Folgen der Gewohnheitsbildung und jenem kleinen Teile ihrer späteren Diebstähle, die mit ihrer Not in unmittelbarem Zusammenhang standen, absehen. Es ist möglich, daß das Stehlen von Geld aus Brieftaschen in neuerer Zeit in New York zum großen Teile der harten Not zugeschrieben werden muß.

Als eines der hauptsächlichsten Resultate ist es völlig klar, daß für Sigrid das Stehlen dem Sexualakt sehr verwandt ist. Sie hat oft vorher ein Gefühl des äußerst intensiven Dranges, ist der Gelegenheit gegenüber kühl und entschlossen, ihre innere Spannung zu befriedigen. Während des Stehlens selbst ist sie in furchtbarer Erregung, der unmittelbar darauf völlige Erschöpfung folgt. Sigrid erzählt, wie sie in der Kindheit erotische Praktiken und Stehlen kombiniert hat; auch in den letzten Jahren hat sie oft beiden Betätigungen nahezu zur gleichen Zeit freien Lauf gelassen. Während der Analyse beobachtet sie sich oft hinreichend genau, um sich eines ausgesprochen sexuellen Gefühls bei der Versuchung zu stehlen mit Sicherheit bewußt zu sein.

Es ist deutlich zu sehen, daß der Wunsch danach geht, etwas Gefährliches und Verbotenes zu tun, das ihr affektive und körperliche Entladung bringt. Sigrid hat das Gefühl, daß sie etwas begehrt, was für sie nicht anders als durch Diebstahl erreichbar ist. Sexuelle Betätigung und Stehlen stehen für sie in enger dynamischer Verbindung — sexuelle Angelegenheiten stellen die schlimmste Sünde dar; mit viel weniger Gewissensbissen kann sie stehlen. Wenn ihr versagt ist, was sie haben will, nimmt sie, was sie nehmen kann.

Doch haben offenbar auch einige von den Gegenständen, die sie sich aneignet, eine bestimmte Bedeutung, da Sigrid eine besondere Vorliebe für sie zeigt. Sie stiehlt eine Unmasse von Gegenständen für weiblichen Putz; wir werden später darauf zurückkommen. Das bemerkenswerte Aneignen und Sammeln von Taschen beruht offenbar auf der symbolischen Bedeutung dieser Gegenstände — Taschen und Geldbörsen dienen oft als Symbole für das weibliche Genitale. Diese Deutung liegt in einigen Analysestunden ganz nahe an de

Oberfläche: Sigrid fühlte sich durch die lokale Behandlung geschädigt, zweifelte, ob sie so gut ausgestattet geblieben ist, wie Mädchen normalerweise sind, und wünscht nun unbewußt wiederzugewinnen, was ihr genommen wurde. Sie betont den Genuß, den ihr der geheime Besitz dieser Dinge gewährt, und legt besonderes Gewicht auf die Bedeutung, die es für sie hat, daß diese Gegenstände innen sauber sind.

Natürlich beschäftigte sich die Analyse nicht nur mit der Enthüllung dieser Phänomene; die grundlegenden Faktoren des Stehlzwanges standen in Frage. Gewiß kann es etwas in ihrer Konstitution oder angeborenen Prädisposition gegeben haben, das den Boden darbot, auf welchem der Zwang gedieh, oder wenigstens sein Wachstum begünstigte. Ihre körperliche Beschaffenheit in der späteren Kindheit spielte eine Rolle in der Entwicklung ihrer Persönlichkeitstendenzen. Später hat sie es vor allem ihrem ungewöhnlichen Aussehen zu verdanken, daß sie der Entdeckung oder dem Verdacht leicht entgehen kann, sowie daß sie für Personen aus sozial höheren Kreisen als denen ihrer Familie anziehend zu erscheinen vermag. Auch ihre Linkshändigkeit und ihre Unfähigkeit zu lesen waren von Bedeutung für ihre Entwicklung zu der Zeit, als ihre schöpferische Einbildungskraft, ihre Phantasie und ihre Leichtigkeit der sprachlichen Darstellung auf voller Höhe waren.

Sigrids starker Narzißmus weist wohl kaum auf einen konstitutionellen Faktor: es spricht eher für eine Eigentümlichkeit in der seelischen Entwicklung. Doch legte sie nie eine besondere Aufgeblasenheit an den Tag. Ihre Selbstachtung muß durch den harten Tadel, den sie oft von der Mutter zu hören bekam, schwer verletzt worden sein, obwohl sie darauf mit einem kompensatorischen Hervorkehren von Stolz und der Aufrichtung hoher Ehrgeizziele reagierte. Vielleicht ist diese Fähigkeit zurückzuschlagen etwas Konstitutionelles.

Nichts deutet darauf, daß die Entwicklung des kleinen Mädchens in der frühesten Zeit nicht günstig und normal gewesen sei. Bis zum Alter von etwa 5 Jahren führte sie sich scheinbar sehr befriedigend auf. Sie war in normaler Weise von ihrer Mutter abhängig; man sagt von ihr, daß sie eine kleine Hausfrau mit besonders guten Manieren gewesen sei. So wie die Mutter damals war, hatte Sigrid reichliche Gelegenheit, sich ein gutes Ich-Ideal aufzubauen, und aus den Lehren der Mutter stammt ihr Gewissen, ihr Über-Ich. In der Analyse ergibt sich, daß Sigrid jene Jahre unbewußt als die glücklichsten ihres Lebens empfindet. Wie sich in ihren Träumen und Gefühlseinstellungen zeigt, entbehrt sie die alte Beziehung zu ihrer Mutter; unter ihren Haßgefühlen, ihren Abneigungen und ihrem bewußten Streben nach Unabhängigkeit sehnt sie sich nach jenem alten Zustande der liebenden Abhängigkeit.

Als nächsten Zug in der Entwicklung Sigrids vermerken wir, daß sie im

Alter von etwa 5 Jahren ungewöhnlich starke sexuelle Interessen und Impulse zeigt und zu gleicher Zeit wünscht ein Knabe zu sein. Nachher haben wir weniger oder gar keine Anzeichen einer Latenzperiode, es sei denn eine kurze Zeit unmittelbar vor der Pubertät, als sie sich so scharf der Gefahren bewußt wurde. Mit dem Eintritt der Adoleszenz kam ein zweites sexuelles Erwachen, und es begann jene fortwährende Reihe von Ausbrüchen des sexuellen Drangs, die in dieser oder jener Form ihre spätere Laufbahn kennzeichneten — mit Ausnahme eines Intervalls relativer Freiheit während zweier Jahre, als Sigrid starke Anstrengungen zur Sublimierung machte.

Der Familienroman, die Ödipussituation ist in Sigrids Fall außerordentlich stark betont und steht in vielfacher Beziehung zu der Entwicklung ihrer Persönlichkeit. Tatsächlich sehen wir, daß für sie die Ödipusliebe nie zur Auflösung kam. Nun wissen wir aber, daß beim kleinen Mädchen diese Liebe weitgehend durch Gefühlsbeziehungen zur Mutter, durch eine verstärkte Mutteridentifizierung aufgezehrt wird. In diesem Falle scheint eine solche normale Identifizierung fast vollkommen gescheitert zu sein. Das hatte verschiedene Ursachen. Das Kind, das sich anfangs in seiner Einstellung zur Mutter und zum Familienleben so gut entwickelt hatte, fand bald, daß die Mutter das jüngere, schönere Kind vorzog. Dies und die Abneigung, die ihr die Mutter offenbarte, als sie die Ödipussituation entdeckte und eifersüchtig wurde, führten bei Sigrid zu dem Gefühl ungestillten Liebesbedürfnisses und zur Aufrichtung einer Schranke zwischen ihr und der Mutter. Die Wunde, die daraus entstand, hinterließ eine tiefe Narbe, die sich in der Analyse immer wieder zeigt.

Auch andere Faktoren standen gesunden Mutterindentifizierungen im Wege: Von den frühesten Jahren an gewann Sigrid einen solch tiefen Eindruck von der Härte des weiblichen Loses, daß es ihr höchst unerwünscht schien. Sodann war ihr Wettbewerb mit der Mutter um den Vater so stark, daß sie dafür offen getadelt wurde und schwere Schuldgefühle darob entwickelte. Jetzt tritt die Aktivität des Über-Ichs ein; sie wünschte weiter eindringlich, den Vater für sich zu haben, und entwickelte eine solche Welt von Phantasien über Beziehungen zwischen ihm und ihr, daß ihr Gewissen die Identifizierung mit der Mutter nicht erlauben konnte; es war für sie unmöglich, ihrer Mutter ein warmes Gefühl entgegenzubringen und gleichzeitig ihre schuldige Konkurrentin zu sein. Außerdem hielt man ihr oft ihre Ähnlichkeit mit dem Vater, körperlich und im Benehmen, vor und sie beschäftigte sich innerlich viel mit diesen Ähnlichkeiten. Im Familienleben fühlte sie sich einigermaßen in s e i n e r Stellung und es entwickelte sich in ihr ein starkes Mitgefühl mit ihm, eine Einfühlung in ihn; sie kam schließlich sogar dazu zu glauben, an seinem Betragen sei vielleicht teilweise ihre Mutter schuld. Wie hätte sich Sigrid

— da alle diese Kräfte dagegen wirkten — mit ihrer Mutter identifizieren können? Tatsächlich sind in der Analyse trotz der bewußten Anerkennung der Gerechtigkeit ihrer Mutter und der Liebe, die die Mutter früher für sie hatte, Sigrids stark abweisende Gefühle gegen die Haltung ihrer Mutter vollkommen offenbar. Trotzdem gab es in ihr eine gewisse Sehnsucht nach Weiblichkeit, wie dies das frühe Sichaneignen von Putz und die Tatsache zeigt, daß sich ihr Phantasieleben viel mit weiblichen Erlebnissen beschäftigte, die freilich oft von masochistischen Elementen begleitet waren.

Sigrids Identifizierung mit ihrem Vater kommt in der Analyse oft zum Vorschein, obwohl sie zu den libidinösen Impulsen, die sie als Mädchen ihm gegenüber empfindet, in deutlichem Gegensatz steht. Beide unbewußten Gefühlseinstellungen sowie der ihnen innewohnende Widerspruch haben in der Entstehung der Schwierigkeiten Sigrids eine wichtige Rolle gespielt. Während sie ihren Vater in ihrem Phantasieleben durchaus als Liebesobjekt behielt, wurde er ihr in der Wirklichkeit entzogen, und da es ihr nicht möglich war, zum Zwecke ihrer Erlösung zur Mutteridentifizierung zu greifen, war die Zuwendung zur männlichen Rolle ein Ausweg für sie. Endlich wurde sie durch den Umstand, daß es ihr nicht nur leicht fiel, sich Knaben in einzelnen Hinsichten anzugleichen, sondern daß sie sich auch als ein Ebenbild *einer* männlichen Person ansah, noch mehr in der Richtung beeinflußt, ein männliches Gebaren anzunehmen.

Es ist auch leicht einzusehen, daß der Wunsch, ein Mann zu sein, d. h. einen Penis zu besitzen und ein Junge zu sein, während der ganzen Zeit wenigstens teilweise eine Reaktion auf jene masochistischen Phantasien war, die ihr die Mutterindentifizierung so erschwerten und ihr das Weibsein so unannehmbar erscheinen ließen; die frühe masochistische Färbung der weiblichen Rolle ist ein Resultat ihrer ausgesprochenen Ambivalenz der Mutter gegenüber. Der unbewußte Wunsch, der Vater möge der Mutter gegenüber grausam sein, wie ihn der Löwentraum erkennen läßt, bedeutet Leiden für das Weib. Ist dies für sie das Bild der Weiblichkeit, so muß sie aus Schuldgefühl der phantasierten Mißhandlung ihrer Mutter wegen leiden, wenn sie ein weibliches Wesen bleibt. Es ist danach nur natürlich, daß in der Phantasie, im Wunschleben die Flucht in die Männlichkeit folgt.

Es tauchten jedoch wiederum Hindernisse auf: Wie sie als Mädchen ihren Vater nicht besitzen konnte, so konnte sie auch nicht vollkommen zum Knaben werden und sich mit ihrem Vater vollkommen identifizieren — es fehlt ihr etwas, der physische Körperbau, der Penis. Überdies kann man bemerken, daß das von ihrer Mutter entlehnte Ich-Ideal dieser Identifizierung im Wege stand. Mit aller ihrer Übung in den Künsten des Verbrechertums war Sigrid niemals in der Lage, es ihrem Vater in seinen unmoralischen, verbrecherischen

Einstellungen gleichzutun. Etwas in ihr zwang sie, ein gewisses Gefühl für Anstand und ein erhebliches Stück Ehrgeiz zu bewahren. Sigrid hat ihrem Vater gegenüber schreckliche Ambivalenzen durchlebt; neben ihrer starken Zuneigung empfand sie ihm gegenüber Haß und Furcht. Sie fühlte, daß er sie schlecht behandelte, obgleich sie sich in ihrer masochistischen Einstellung scheinbar ohne Zorn seiner schweren strafenden Hand unterwarf — vielleicht wurden sogar ihre libidinösen Wünsche durch die Prügel, die sie von ihm bekam, genährt, nach der Formel dieser wohlbekannten Erscheinung.

Wir sehen, wie diese gleichzeitig in gegensätzliche Richtung drängenden Einstellungen die Grundlage für die außerordentlich schlecht integrierte Persönlichkeit Sigrids bilden konnten. Ihre fortwährend schwankende Haßliebe, ihre weiblich-männlichen Konflikte sind tiefe Quellen für ihre Schwierigkeiten. Noch heute hat sie den verborgenen Wunsch zu lieben, wo sie haßt, und zu hassen, wo sie liebt; sie möchte vollkommen weiblich sein und greift doch nach der männlichen Rolle. Eine solche von Grund aus widerspruchsvolle Persönlichkeit ist fast notwendigerweise zu Zwängen prädisponiert.

Etwas von der Art von Sigrids Konflikt spricht aus ihren wiederholten Träumen, in denen sie von einem Zimmer ins andere springt oder von einem Fenster zum anderen hüpft oder sich auf einem Zaun mit Mühe im Gleichgewicht hält oder irgendwohin zu gelangen versucht und fühlt, daß sie unfähig sei, sich zu bewegen. Tatsächlich fühlt sie sich in den Assoziationen zu diesen Träumen am stärksten dazu bewegt, ihren sonderbaren unbewußten Haß gegen die weibliche Rolle und die Stärke ihres Wunsches, ein Knabe zu sein, zu enthüllen.

Zu dem Problem ihrer Persönlichkeitsentwicklung gehört es auch, daß Sigrid jahrelang die Vorstellung unmöglich schien, daß sie je zu normaler sexueller Befriedigung gelangen könnte. Aus ihrem Traumleben und den freien Assoziationen kann man leicht deuten, daß Liebeserlebnisse mit Männern für sie eine Art Wiederaufleben der alten Vater-Tochter-Situation bedeuten. Ihre Liebeswahl wiederholt, wie wir in den Einzelheiten ihrer Neigungen zu verschiedenen Männern sehen, die Erlebnisse des ungelösten Ödipuskomplexes. Das Schuldgefühl und der Konflikt, die hiemit verbunden sind, verhindern sie daran, Männern gegenüber normale Gefühlseinstellungen zu haben. Sie kann jedoch das Schuldgefühl, das sie ihren sexuellen Regungen gegenüber empfindet, erfolgreich unterdrücken, indem sie es zuläßt, daß ihre Ideen und Impulse zu stehlen die drängendsten Elemente ihres bewußten Seelenlebens werden.

So kommt es, daß Sigrid, mit ihren unbestimmten, aber unablässigen Gefühlen der Unvollkommenheit von diesen Rückständen des Ödipuskomplexes und des Konfliktes zwischen weiblicher und männlicher Einstellung veranlaßt

wird, von sich selber so zu denken, als wäre sie unfähig, die Liebe eines Mannes zu genießen oder einem Mann voll zu genügen. Ihre schwankenden unbewußten Impulse waren für ihre psychosexuelle Entwicklung sehr störend. Ganz besonders finden wir, daß in neuerer Zeit ihr Stehlzwang mit ihrem Wandern von einem Mann zum andern zusammenfiel, wobei sie etwa die Rolle eines weiblichen Don Juan spielte, ohne je von ihrem Verhältnis zu irgendeinem Mann voll befriedigt zu sein.

Sigrids Minderwertigkeitsgefühle waren darauf gegründet, daß sie früh persönlich beeinträchtigt war, gegründet auf ihre unglückliche Lebensstellung und die von ihr verurteilten autoerotischen Praktiken. Diese Umstände wurden im analytischen Material genügend erwähnt und es wurden einige Angaben über ihre Kompensationsversuche in der Wirklichkeit und in der Phantasie gemacht. Doch das Minderwertigkeitsgefühl ist in tieferen Schichten verwurzelt. Unbewußt fühlt sie, es fehle etwas in der Struktur ihrer Persönlichkeit. Dies wird in der Analyse ihres Zwanges klar, die uns zeigt, daß man über ihr maßloses Stehlen von Kleidern nicht leicht hinweggehen kann, als ob sie sich mit dem gestohlenen Putz nur anziehend machen oder ihren guten Geschmack in ihrer Kleidung zur Schau stellen wollte. In tieferer Schicht stoßen wir auf ihren Wunsch, vor allem eine andere Person zu sein, „ein neues Wesen", jemand, der erfolgreich weiblich ist. Und neue Kleider scheinen stets die Möglichkeit zu bieten, das Gefühl, eine solche andere Person zu sein, tatsächlich verwirklichen zu können. Sie wird ihrer selbst furchtbar überdrüssig, wenn sie dasselbe Kleid mehr als zwei oder drei Tage nacheinander tragen muß. Sie ist mit sich, so wie sie ist, unzufrieden und strebt ständig nach Änderungen ihrer Kleider, um sich irgendwelche unerreichbare Befriedigung, irgendwelche Ergänzung ihrer Persönlichkeit zu verschaffen. Kleider sind für Sigrid das Symbol der vollkommenen Weiblichkeit.

Sigrid kann sich mit nichts anderem als mit einer außerordentlich erfolgreichen weiblichen Rolle zufriedengeben. Ihr Stehlen neuer Kleider drückt diesen Wunsch aus. Einige ihrer Diebstähle jedoch drücken auch den Wunsch aus, eher ein Mann als ein leidendes Weib zu sein. Sie wünscht, ein vollkommenes Weib oder ein Mann zu sein, nicht aber das Weib, das sie ist. Vielleicht geht auch ihr unbewußter Wunsch dahin, ein Weib zu sein und gleichzeitig einen Penis zu besitzen. Jedenfalls scheint das Stehlen bisexuell determiniert zu sein; Sigrid ist nicht vollkommen zufrieden damit, nur ein Weib *oder* nur ein Mann zu sein. Sie will beides sein.

Man muß annehmen, Sigrids Zwänge mögen auch noch andere determinierende Ursachen gehabt haben. Wir dürfen vermuten, ihre frühen Diebstähle kleiner Putzgegenstände, die sie verbarg und an denen sie sich im geheimen weidete, mögen für sie Rache und Entschädigung für ihre verletzte Eigenliebe

bedeutet haben. Man kann es bei manchem narzißtischen Kind beobachten, daß unbewußte Rachetendenzen in der Form schlechten Betragens zum Vorschein kommen. Sigrid, einem beleidigten, herabgesetzten, aber aggressiven Kind, mußte es entsprechen, mehr zu tun, als eine Überlegenheit kompensatorisch zu phantasieren, die Ansprüche ihres Ichs konnten nur dadurch befriedigt werden, daß sie sich für sie wertvolle Besitztümer auch wirklich verschaffte. Und endlich, da andere ihr unrecht getan hatten, weshalb sollte sie Bedenken tragen, ihrerseits anderen unrecht zu tun? Diese Kindheitseinstellung wurde festgehalten, denn nie tauchte in der Analyse auch nur die Spur eines Gefühls auf, es sei unrecht, das Eigentum anderer wegzunehmen. Auch andere Zeichen dieser auf Vergeltung zielenden Gesinnung wurden deutlich. Sigrid zeigt Rachsucht gegen ihre Mutter und gegen Personen, die sie unbewußt an ihre Mutter erinnern — sie bestiehlt sie. Oder aber, wenn sie findet, daß es ihr unmöglich ist, in einem Zustand der Abhängigkeit von ihrem Analytiker zu verbleiben, in einem Zustand, der dem gleicht, welchen sie unbewußt gerne ihrer Mutter gegenüber fortgesetzt hätte, wendet sie sich heftig gegen ihn. Nach den Ferien versucht sie ihr schlechtes Benehmen gegen ihn dadurch zu erklären, daß sie sagt: „Ich wußte, daß Sie beabsichtigen, mich im Stich zu lassen.“ Wir können mit Recht vermuten, daß das Bild ihrer Diebstähle wenigstens teilweise von der Tendenz zur Rache, von dem Willen, mit der Welt quitt zu werden, gefärbt ist.

Warum setzt Sigrid das Stehlen fort, wenn sie sich selbst dadurch so schwer straft? Wir wissen, daß sie innerlich leidet; ihre Gespanntheit, ihre körperlichen Leiden und abgehärmten Gesichtszüge zeugen für diesen Tatbestand. Sie schädigt tatsächlich ihr eigenes Ich. Sich selbst gegenüber ist sie nicht nur die Schuldige, sondern auch der Richter. Drückt ihr Benehmen beim Stehlen einen Drang zur Selbstbestrafung aus, mit welcher sie das Schuldgefühl, das sie ihrer Phantasien und unbewußten Wünschen wegen empfindet, befriedigen will? Sie sagte einmal: „Es ist, als ob das Stehlen mein Schuldgefühl erleichtern würde.“ Durch ihr Leben zieht sich zweifellos ein starkes masochistisches Element, welches in ihrer Erklärung „es macht mir große Freude, mich selbst elend zu machen“ Ausdruck findet. Sogar die Tollkühnheit, mit der sie sich durch ihren Zwang in Gefahr bringt, scheint ein gewisses unbewußtes Strafbedürfnis auszudrücken, — obgleich wir sehen, daß ihr bewußtes Ich es sie nie zu weit treiben läßt; in einer gefährlichen Lage besteht die bewußte Reaktion in einem bemerkenswerten Aufwand von Schlauheit und Klugheit, um das Ertapptwerden, die äußere Strafe zu vermeiden.

Wir haben die schärferen Umrisse des Bildes skizziert. Wir sehen eine sehr unvollkommen integrierte Persönlichkeit vor uns, deren Zwang zu stehlen einen Antrieb zur Lösung innerer Spannungen darstellt, die durch unerfüllte

unbewußte Wünsche verursacht werden. Obwohl sie die Natur, die Herkunft und die gegenseitige Einwirkung ihrer Unbefriedigtheit und ihres Unvollkommenheitsgefühls nicht erkennt, kann, was sie unbewußt vermißt, ihr weder durch den Akt des Stehlens noch durch das mittels Diebstahls Erworbene je ersetzt werden. Unter der Oberfläche des Bewußtseins fährt sie fort, Kindheitssituationen neu zu erleben und sich in der Kindheit festgesetzten Schablonen gemäß zu betragen. Man hat das Gefühl, daß Sigrid, wenn sie bei ihren augenfälligen Fähigkeiten in ihrer Selbsterkenntnis weitere Fortschritte machen und, was sie beschwert, innerlich überwinden könnte, imstande wäre, sich selbst neu zu erziehen und so der sekundären, hauptsächlich gesellschaftlichen Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, Herr zu werden und so ein zufriedenstellendes Leben als Frau zu führen.

Epilog

Ein Vergleich dessen, was durch das psychoanalytische Verfahren für das Verständnis der Persönlichkeit und der Charakterentwicklung Sigrids gewonnen wurde, mit dem, was man seinerzeit erfuhr, als man sie im Alter von 12 Jahren kurze Zeit hindurch klinisch beobachtete, zeigt, daß man damals viel mehr von den möglichen genetischen Faktoren hätte ahnen können; es ergab sich jedoch damals keine Gelegenheit, die Arbeit mit ihr fortzusetzen.

Viel interessanter ist der Vergleich mit den zwei oder drei Monate hindurch fortgesetzten psychiatrischen Besprechungen in dem der Analyse vorhergehenden Jahre, doch ist es nur recht und billig festzustellen, daß die psychiatrische Ärztin, die sich so ernstlich bemühte, ihr zu helfen, selbst einsah, daß die Einsicht in tiefere Motive ihr nicht zugänglich war und Sigrid zur Analyse riet. Diese psychiatrische Ärztin in New York führte genaue Aufzeichnungen über die Besprechungen, aus denen wir folgendes mitteilen dürfen: Sigrid enthüllte vielleicht in genügendem Maße die störende Wirkung ihrer jüngsten Liebesangelegenheiten, viele Einzelheiten über ihre Diebstähle, über ihren Antagonismus zu ihrer Mutter und gleichzeitig über ihre Sehnsucht nach der Liebe ihrer Mutter und etwas von ihren Minderwertigkeitsgefühlen in der Kindheit. Sie sprach ausführlich davon, wie sie sich als Kind vor ihrem Vater fürchtete, weil sie von ihm viel geprügelt wurde, und bekannte ein, daß er sie wahrscheinlich sexuell mißbraucht hätte. Sie erklärte bestimmt, daß, als man sie in Boston im Alter von 12 Jahren untersuchte, sie über ihre Mutter und ihren Vater durchaus nicht die Wahrheit sagte, da sie fürchtete, daß, wenn sie das täte, ihre Mutter ihr „den Garaus machen würde", ebenso hat auch die Mutter damals nicht die wahren Tatsachen über die Situation der Familie mitgeteilt.

Obgleich Sigrid ein „reines Leben" lebte, wurde sie von ihrer Mutter oft der Unsittlichkeit beschuldigt und ständig wegen ihrer im frühen Alter ver-

übten Diebstähle beschimpft. Der Ärztin gegenüber leugnete sie die autoerotischen Praktiken und stellte ihren Stehlzwang und die Schwierigkeiten ihrer Beziehungen zu jungen Männern in den Mittelpunkt ihrer Darstellung. Sigrid erklärte den Vorfall, als sie ihren Koffer voll gestohlener Gegenstände ins Meer warf, als ein wahres Wunder und schien der Ärztin sehr dankbar für alles zu sein, was sie für sie getan hatte.

Es scheint, daß in den Gesprächen mit dieser höchst erfahrenen psychiatrischen Ärztin nicht viel mehr herausgebracht wurde; Sigrid war sich offenbar der tieferen psychologischen Ursachen, die in ihrem Lebenslauf verstrickt waren, nicht bewußt, oder aber sie wollte ihnen nicht ins Auge sehen.

Seit dieser unvollendeten Analyse war Sigrids Laufbahn eine recht bunte. Die Tatsache, daß sie noch während der Analyse und nachdem sie sich einige Monate verhältnismäßig wohl gefühlt hatte, wieder unterlag und sich wieder so offen kriminell betätigte, war für sie eine bittere Enttäuschung an sich selbst. Es war leicht zu verstehen — und Sigrid sah dies völlig ein —, daß sie in dem gesellschaftlichen Milieu, das sie sich zum großen Teile selbst geschaffen hatte, gleichsam wie auf einem Vulkan lebte. Nicht nur wegen ihrer inneren Tendenzen, sondern auch aus äußeren Umständen war es fast sicher, daß es einmal zu einem Skandal kommen werde. Doch bei ihren Ambitionen, ihrem großen Drang nach gelegentlicher gesellschaftlicher Anregung, ihren Geldschwierigkeiten und ihrer Abneigung dagegen, auf einem sehr bescheidenen Niveau zu leben, wies sie jeden Rat zurück, sich in andere Verhältnisse zu begeben, die die erste natürliche Vorbedingung der Heilung darzustellen schienen. Ihre Freunde versuchten ihr zu helfen, aber sie standen Sigrids störrischem Willen zur Selbständigkeit gegenüber. Dann kam die Zeit absoluter Arbeitslosigkeit. Sigrid fuhr zurück nach New York.

Nach einigen Monaten hörte der Analytiker, Sigrid sei in New York vor Gericht gestellt worden, nachdem sie wegen verschiedener in einem öffentlichen Gebäude verübter Diebstähle aus Brieftaschen verhaftet worden sei. Sigrid gab der Beamtin, die mit der Behandlung der mit Bewährungsfrist verurteilten jugendlichen Verbrecher betraut war, den Namen des Analytikers an und es folgte dann eine lange Korrespondenz zwischen diesen beiden. Nachdem sie Sigrid kennengelernt hatte, nahm diese Gerichtsbeamtin, eine gut ausgebildete Fürsorgerin (social worker) großes Interesse an dem Mädchen. Es ergab sich, daß Sigrid fast gar kein Geld hatte, ferner daß sie mit einer Gruppe kosmopolitischer Intellektueller verkehrte, von denen manche gute akademische Stellungen bekleideten und denen gegenüber sie ihr übliches gutes Benehmen zur Schau trug. Obgleich Sigrid dem Richter gestand, daß sie bereits seit Jahren stahl, wurde sie dennoch nur mit Bewährungsfrist verurteilt, da sie zum erstenmal angeklagt war.

Sigrid erklärte, es sei für sie in jeder Hinsicht vorteilhaft, daß man sie ertappt habe. Sie schien lebhafte Reue zu empfinden und versicherte, sie würde alle Anstrengungen machen, sich von ihrem Stehlzwang zu heilen, und sie sei gerne bereit, die Analyse fortzusetzen. Man setzte sich mit ihrer Mutter in Verbindung, die sich sehr rachsüchtig benahm und sich weigerte, es mit Sigrid nochmals zu versuchen — dies erweckte bei den Gerichtsbehörden einige Sympathie für Sigrid, ein Mädchen ohne Heim. Die Ärztin, die in früheren Zeiten versucht hatte, Sigrid zu helfen, erschien neuerlich hilfsbereit auf dem Schauplatz und hatte eine lange Unterredung mit der Mutter. (Das Interessante hierbei ist, daß der Bericht über dieses Gespräch einen großen Teil dessen bestätigt, was im analytischen Material über die Familieneinstellungen und Beziehungen in Sigrids Kindheit auftauchte.) Ein geübter Analytiker in New York war bereit, Sigrid als Patientin zu übernehmen, da die Analyse auch weiterhin die besten Chancen des Erfolgs zu bieten schien. Sigrid, die mit vielen äußerlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, begann die Behandlung bei diesem Analytiker, doch nach einigen Monaten berichtete er, der Verlauf sei nicht zufriedenstellend. Sigrid habe großen Widerstand gezeigt, ihre Übertragung auf den ersten Analytiker stelle eine Schwierigkeit dar, die überwunden werden müsse, und offenbar habe sie niemals einen genug tiefen unbewußten Wunsch nach Heilung entwickelt. Sigrid erschien unregelmäßig bei den analytischen Sitzungen, manchmal blieb sie eine oder zwei Wochen aus, sie fand wenig Arbeit und lebte von der Hand in den Mund, sie fühlte einen großen Mangel an Sicherheit in ihren gesellschaftlichen Beziehungen, insbesondere, da sie durch Zeitungsnachrichten einigermaßen bekannt geworden war. Ihr Stehlzwang wurde nicht überwunden, obgleich es, wenn überhaupt, so nur zu geringfügigen Ausbrüchen kam.

Jetzt, ein Jahr später, hatte der Analytiker die Liebenswürdigkeit mitzuteilen, was sich während dieser Periode ergeben hat. Er stehe bis in die letzte Zeit in gelegentlicher Verbindung mit Sigrid. Sie bedauert, die Analyse nach zwei Monaten unregelmäßiger Sitzungen nicht fortgesetzt zu haben; sie glaubt, die Psychoanalyse habe ihr auch früher schon ungeheuer geholfen, und neuerdings schlägt sie selber vor, die Behandlung bis zu einer vollbefriedigenden Beendigung fortzusetzen. Zu seiner ursprünglichen Mitteilung setzt der Analytiker nun hinzu, eine Schwierigkeit in der Analyse bei ihm hätte darin bestanden, daß Sigrid mit ihrer kindischen Einstellung das therapeutische Interesse der Psychiater und der vielen anderen Personen, die es versucht hatten, ihr zu helfen, fortgesetzt in Anspruch nahm. Hierin fand sie die Verwirklichung ihrer Fähigkeit, Liebe zu gewinnen, um ihre starken Minderwertigkeitsgefühle zu beschwichtigen. Die freien Einfälle während dieses Aanalysebruchstücks bestätigen die Tatsache der Bisexualität Sigrids und ihres Gefühls,

von der Befriedigung als Frau ebenso wie von der als Mann ausgeschlossen zu sein.

Während dieses Jahres hatte sie, da sie fand, daß ihr Ruf sie daran hinderte, eine Anstellung zu finden, ein kleines unabhängiges Geschäft in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnung einiger angesehener Leute begründet, die etwas von ihren Schwierigkeiten wußten und trotzdem an sie glaubten und ihr Freundschaft entgegenbrachten. Sie hatte in ihrem Geschäft guten Erfolg, so daß sie sogar Angestellte beschäftigen mußte und in der Lage war, den größten Teil der früher aufgenommenen Schulden zurückzuzahlen. Die tüchtige Gerichtsbeamtin, die sich um Sigrid so fruchtbar bemüht hatte, bestätigt dies brieflich und setzt hinzu, daß, obgleich man bei einem so klugen Mädchen keine volle Sicherheit habe, sie dennoch bestimmt glaube, Sigrid habe sich sehr entschieden in günstigem Sinne verändert.

Bei den gelegentlichen Begegnungen des Analytikers mit Sigrid erschien sie ihm deutlich manchmal männlicher und manchmal normal weiblich. In ihren geschäftlichen Beziehungen ist sie unter dem Namen Priscilla Adams bekannt. Durch die Annahme eines Namens, wie er in vornehmen amerikanischen Familien üblich ist, offenbart sie ihren alten Hang, aristokratisch, schön und tonangebend zu sein.

Ein hervorragender Zug der während zweier Monate durchgeführten Analyse bestand darin, daß Sigrid sich entschieden weigerte, über den ersten Analytiker Bemerkungen zu machen, außer daß sie seine Güte erwähnte und ihre Empörung darüber, daß er (zur Ferienzeit) die Behandlung unterbrochen habe. Es kamen Träume vor, welche zwei Männer darstellten, z. B. ein Traum *über ein Büfettlokal, in welchem ein Mann ihr Nahrung gab und ein anderer, ein Kassier, ihr Geld abnahm.* Der New-Yorker Analytiker bestand sehr richtigerweise darauf, ihr ein sehr bescheidenes Honorar zu berechnen, damit sie der Kur gegenüber eine bessere Einstellung gewinne. Ihre Einfälle zeigten, daß sie durch ihre Weigerung, über den ersten Analytiker zu erzählen, die libidinösen Einstellungen gegenüber dem zweiten Analytiker verbarg. Bei späteren Unterredungen betonte sie, daß sie in neuerer Zeit mit einer einzigen Ausnahme keine Diebstähle mehr verübt habe. Doch hatte sie oft Diebstähle phantasiert, aber offenbar nur solche, bei denen es sich um das Stehlen von Gegenständen, die weibliche Symbole waren, handelte. Im Gegensatz zu diesen Phantasien der Vermehrung ihrer eigenen Weiblichkeit waren ihre realen Beziehungen zu Männern unbefriedigend; sie suchte stets nur Männer, die nicht männlich waren und an denen sie ihre Herrschsucht befriedigte.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Resultate bisher darin bestehen, daß Sigrid eine entschiedene, wenn auch unvollkommene Beherrschung ihrer verbrecherischen Impulse erreicht und einen wirksamen Wunsch, erwachsen zu

sein, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, ihre Rechnungen zu bezahlen und achtbar zu sein, entwickelt hat. Dies ist, wie ihr jetziger Analytiker glaubt, bisher noch nicht durch eine gründliche Lösung ihrer ursprünglichen infantilen Probleme, sondern durch eine Umgestaltung ihres Ichs erreicht worden. Sie stellt jetzt vor sich selber eine Person dar, die mehr vom Männlichen hat und gleichzeitig ein aristokratisches Weib ist. In dieser Charakterentwicklung ist sie in der Lage, sich genügend normale Befriedigungen zu verschaffen, so daß sie, in der Hauptsache, die noch immer aktiven Impulse ihrer weiblichen Natur zu beherrschen fähig ist, doch nur dadurch, daß sie ihren Wunsch, einen männlichen Mann zu lieben, verleugnet. Infolge des ungelösten bisexuellen Konflikts ihrer unbewußten Wünsche bleibt sie noch immer eine nicht hinreichend integrierte Persönlichkeit, ein unzufriedener Mensch.

Über die Beziehung zwischen dem bedingten Reflex und der psychoanalytischen Technik[1]

Von

Lawrence S. Kubie

New York

In letzter Zeit wurde verschiedentlich versucht, die Beziehungen zwischen der Psychoanalyse und den Experimentalforschungen über den bedingten Reflex festzulegen. An erster Stelle unter diesen Versuchen stehen die von French[2] und Ischlondsky,[3] in denen die psychoanalytische Theorie und die experimentellen Funde Pavlovs einander gegenübergestellt werden. Die vorliegende Arbeit will sich jedoch darauf beschränken, die Beziehungen zwischen dem bedingten Reflex und der psychoanalytischen Technik zu untersuchen, und will zeigen, daß die Psychoanalyse als Tatsachen sammelnde Methode auf der einwandfreien Basis anerkannter physiologischer Gesetze beruht.

Den Ausgangspunkt bildet ein Zitat aus Pavlov:[4] „Der Vorgang der Synthese — d. h. also der Assoziation — kann in einem Hemmungszustand stattfinden, sofern zu diesem Zeitpunkt ein starkes Erregungszentrum vorherrschend ist. Die Synthese kann nun eintreten, auch wenn der tatsächliche Vorgang der Synthese nicht in den Bewußtseinsbereich tritt. Unter günstigen Umständen kann sie aber auch als fertig geformtes Glied der Gedankenkette in den Bewußtseinsbereich eintreten und den Anschein erwecken, als sei sie unwillkürlich entstanden." Pavlov führt dann weiter aus, daß diese experimentelle Tatsache Licht auf die Beziehungen zwischen Bewußtem und Unbewußtem werfen müsse. Diese Stelle aus Pavlov klingt so, daß sie ebensogut einer Schrift Freuds entnommen sein könnte. Sie gibt einen experimentellen Nachweis für eine der frühesten psychoanalytischen Beobachtungen von Breuer und Freud, nämlich für die Tatsache, daß ein starkes Erregungszentrum eine allgemeine Hemmung verursachen kann und daß unter diesen Umständen wichtige unbewußte assoziative Gedankenketten in den gehemmten Bereich gelangen können. Für das Problem der Technik ist aber vor allem die Fest-

1) In englischer Sprache in „Archives of Neurology and Psychiatry", Vol. XXXII, 1934, erschienen. Übersetzt von Dr. Helmut Polt. Vgl. auch die „Vorläufige Mitteilung", Int. Ztschr. f. Psa., XIX, S. 213.

2) T. N. French: Interrelations between Psychoanalysis and the Experimental Work of Pavlov. Am. Jour. Psychiatry, Vol. XII, Nr. 6, May, 1933, S. 11—65.

3) N. E. Ischlondsky: Physiologische Grundlagen der Tiefenpsychologie, Berlin und Wien, Urban & Schwartzenberg, 1930. Derselbe: Der bedingte Reflex, Berlin und Wien, Urban & Schwartzenberg, 1930.

4) I. P. Pavlov: Conditioned Reflexes. An investigation of the physiological activity of the cerebal cortex. Translated by G. V. Anrep; Oxford University Press, 1927.

stellung von besonderer Bedeutung, daß „die unbewußte Synthese unter günstigen Umständen in den Bewußtseinsbereich treten kann". Welches sind nun die „günstigen Bedingungen" Pavlovs, die den unbewußten Assoziationen die Flucht aus dem Bereich der Hemmung und des Unbewußten und den Eintritt in den Bereich des Bewußtseins gestatten? Und ferner: Erleichtert die psychoanalytische Methode dieses Heraustreten aus dem Hemmungsbereich?

Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir wissen, was Pavlov unter bedingter Erregung und bedingter Hemmung versteht. Wir wollen vorerst den Ablauf einer durch einen positiven bedingten Reiz hervorgerufenen Gehirnerregung betrachten. Der bedingte Reiz ist immer ein Signal. Hat er eine erregende Wirkung, dann ist er ein Signal für das Tier, daß irgend etwas folgen soll. Jenes „etwas, das folgen soll" muß überdies eine bestimmte Gefühls- und Triebbetontheit für das Versuchsobjekt haben. Die Wirkung des Reizes hängt aus diesem Grunde nicht nur von dessen eigener Intensität, sondern auch von dem Zustand der Triebspannung ab, in dem sich das Tier oder die Versuchsperson im Augenblick der Reizerregung befinden. Es können daher zwar Zeitintervalle geändert, die Reihenfolge der Vorgänge kann aber niemals umgekehrt werden. Immer muß der bedingte Reiz zuerst da sein und das Signal geben, daß eine Befriedigung in Aussicht steht, wenn irgendeine Erregungswirkung an der Gehirnrinde stattfinden soll. Die Wirkung eines bedingten Erregungsreizes kann also wie folgt umschrieben werden: Das Tier muß sich im Zustand des Triebbedürfnisses und nicht der Triebsättigung befinden; der Reiz muß ferner der Befriedigung regelmäßig vorangehen und als Signal für deren Annäherung dienen.

Man darf dabei allerdings nicht vergessen, daß auch ein wirksamer Erregungsreiz zweierlei Hemmungswirkung auf die kortikalen Funktionen ausübt. Einerseits hemmt er die Aktivität der Gehirnrinde in jenen Bereichen, die nicht direkt zum Erregungs- und darauffolgenden Reaktionsprozeß gehören; anderseits breitet sich die Wirkung der Hemmung im Zeitintervall zwischen dem Reiz und der Reaktion über den gesamten kortikalen Bereich aus. Die Hemmung erscheint also sogar im Gefolge aktiv erregender Reize.

Es gibt jedoch noch eine andere Form von Hemmung, die in ihrer Anwendung auf die analytische Technik von besonderer Bedeutung ist. Es ist die Wirkung jener bedingten Reize, die dem Tiere die Tatsache signalisieren, daß nichts, buchstäblich nichts geschehen wird, weder etwas in der Richtung einer Triebbefriedigung noch in der einer Triebgefahr. Eine der entscheidensten Errungenschaften Pavlovs und seiner Mitarbeiter ist der Nachweis, daß ein Reiz, der einem wartenden Tiere angibt, daß nichts auf ihn folgt, eine hemmende Wirkung auf die Gehirnfunktion ausübt. Diese Wirkung zeigt sich vorerst nur unbestimmt und stellenweise, greift dann aber auf die gesamte

Umgebung über und führt schließlich zum Schlaf. (Dies ist auch der Grund, warum ein Patient, der aktiv, wenn auch unbewußt, nach irgendeiner Art von Befriedigung seitens des Analytikers strebt und der durch die ruhige, abwartende Haltung des Analytikers zurückgewiesen wird, sich so häufig nicht über die Abweisung, sondern über Schläfrigkeit beklagt.)

Die Gehirnrinde wird also ständig gereizt, nicht nur in der Richtung der Aktivität, sondern auch in der der Hemmung. Diese Hemmung kann ausgedehnt sein und die ganze Gehirnfunktion durchdringen oder ihre Einflußgebiete können umgrenzt und auf einzelne Stellen beschränkt sein. Sie kann im Verlauf von Reizen auftreten, die in ihrer direkten Wirkung erregend sind, sie kann aber auch aus spezifisch hemmenden bedingten Reizen resultieren. Alle Reize, welcher Art immer sie sind, schaffen daher ständig Zonen von teilweiser, begrenzter oder ausgedehnter Hemmung. Besonders aber gewinnt jeder Reiz, der keine wirksame Reaktion hervorruft, durch die Wiederholung einen Hemmungswert und zeigt im Anschluß daran die Tendenz, alle nicht wieder verstärkten Reflexe zum Erlöschen zu bringen. Man könnte daraus die folgende Gleichung aufstellen: „Erregung plus fehlende Reaktion ergibt Hemmung."

Daraus geht klar hervor, daß man beim Studium unwillkürlicher kortikaler Funktionen die Anzahl jener Reize, die auf das Zentralnervensystem wirken, auf ein Minimum herabsetzen muß. Nur durch diese Maßnahmen kann man in der Gehirnrinde ein Feld von gleichen Potentialen schaffen, ein Feld also, in welchem alle Einheiten die gleiche Möglichkeit haben, aktiv zum Ausdruck zu kommen. Andernfalls werden die gehäuften hemmenden Wirkungen gerade jene Tatbestände zerstören, die zu untersuchen man vorhat. Dies ist auch die wesentliche physiologische Begründung dafür, daß der Analytiker, der einige jener überdeckenden Hemmungen, die so viel kortikale Synthesen verdecken, aufheben will, eine außerordentliche passive Rolle spielen muß. Wie der unsichtbare Beobachter des Versuchstieres in einem Laboratorium zur Erforschung des bedingten Reflexes, muß auch der Analytiker ruhig, unpersönlich und für den Patienten wenigstens relativ unsichtbar bleiben. Aus Gründen, die weiter unten näher ausgeführt werden, darf er gefühlsmäßige Befriedigungen nur im geringstmöglichen Ausmaß gewähren. Die volle Anwendung des eben Gesagten klingt etwas erstaunlich und erscheint bei oberflächlicher Betrachtung sogar paradox. Vorerst klingt es absurd, wenn man sagt: Je „anregender" der Arzt ist, desto stärker ist die Hemmung, unter die er des Patienten eigene kortikale Produktion setzt; und je passiver er ist und je mehr er sich im Hintergrunde hält, um so eher lockert er sie. Und doch ergibt sich diese Schlußfolgerung unausweichlich aus Pavlovs Arbeit; sie stimmt überdies mit der bestehenden analytischen Erfahrung nahe überein. (Der Deutlichkeit wegen sei noch als selbstverständlich hinzugefügt, daß von Zeit zu Zeit

und aus besonderen Gründen sowohl der Analytiker wie der Experimentator den Mantel der Unsichtbarkeit abwerfen und für wenige Minuten eine mehr aktive Rolle spielen müssen. Dies geschieht jedoch nur zu einem klar vorgezeichneten speziellen Zweck und ändert das eben besprochene Grundprinzip in keiner Weise.)

Man darf also wohl mit Fug und Recht behaupten, daß die psychoanalytische Behandlung jene Form der Hemmung, die Pavlov als „äußere Hemmung" bezeichnet hat, auf ein Minimum reduziert und dadurch die hemmende Wirkung jenes „vorherrschenden starken Erregungszentrums" aufhebt, von dem Pavlov in der oben zitierten Stelle spricht.

Durch die Aufhebung dieser verdeckenden Hemmung wird es dem Analytiker möglich, den gehemmten Bereich mittels der Methode der freien Assoziation zu erforschen, denn gerade die freien Assoziationen des Patienten bedeuten gleicherweise sowohl Reiz als auch Reaktion. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die Hauptreaktion, die beim Hunde festgestellt wird, ein automatischer sekretorischer Reflex ist, dessen sich das Tier selbst nicht bewußt wird und auf den weiter zu reagieren es keine Möglichkeit hat. Der Patient hingegen reagiert mit Sprechen, mit Gesten, mit einem Gesichtsausdruck oder mit körperlichen Sensationen und Gefühlen. Da der Analytiker äußere Reize auf ein Minimum reduziert, wird beim Vorgang der freien Assoziation jede dieser Reaktionen wieder zum Reiz für neue Reaktionen, neues Sprechen, neues Fühlen usw. Jede Reaktion wird auf diese Weise also zu einem Glied in einer Kette bedingter Reize, bedingter Reaktionen und bedingter Hemmungen. Wie Pavlov gezeigt hat, besteht hier ein kompliziertes Mosaik bedingter Reflexe, von denen einer mit dem anderen zusammenhängt und die alle in ständigem Hinein und Heraus die Bereiche der Erregung und Hemmung durchweben. Indem der Analytiker diese Kette bedingter Reflexe, die wir unwillkürliche freie Assoziationen nennen, verfolgt, bewegt er sich also unvermeidlich mit dem Patienten zusammen im gleichen Hinein und Heraus durch die Bereiche der bewußten und unbewußten Synthese. Da jede Reaktion als Reiz für eine frische Reaktion gilt, wird der Patient, zumal jede äußere Hemmung fehlt, notwendig durch den gehemmten oder unbewußten Bereich hindurchgeleitet.

Wir werden dadurch zu einer anderen grundsätzlichen Betrachtung angeregt. Das Besondere am bedingten Reflex ist das, daß der bedingte Reiz und der unbedingte Reiz nur aus dem einen Grunde verwandt sind, weil sie ihren Einfluß auf das Zentralnervensystem in einem bestimmten Zeitverhältnis ausübten. Jede Abweichung von diesem Zeitverhältnis hätte ihre inneren Beziehungen geändert und hätte sogar ein erregendes in ein hemmendes Agens verwandeln können und umgekehrt. Die zeitlichen Beziehungen bilden daher

die wesentlichsten Daten bei der Gegenüberstellung der am Zentralnervensystem gewonnenen Erfahrungen.

Der Analytiker ist somit zur folgenden stillschweigenden Annahme berechtigt: Sobald im Denken eines Patienten zwei Einfälle in einer bestimmten Folge oder einem bestimmten Zeitverhältnis erscheinen, so gilt, auch wenn sich fürs erste keine logische Verbindung zwischen diesen Einfällen herstellen läßt, die bloße Tatsache ihres gemeinsamen Auftretens als Beweis dafür, daß in diesem besonderen Falle eine dynamische Beziehung zwischen ihnen vorhanden sein muß. Man darf wohl sagen, daß diese Folgerung das Spiegelbild der experimentellen Tatsache darstellt, auf der der gesamte Aufbau der Arbeit Pavlovs beruht. Es ist vielleicht das Hauptverdienst der russischen Schule, nachgewiesen zu haben, daß die Gehirnfunktionen nicht allein auf logischer Basis arbeiten, sondern daß gelegentlich zeitliche Intervalle und Abfolgen einen bestimmenden Einfluß auf die Assoziationsmuster und auf die erregenden und hemmenden Wirkungen von Ereignissen ausüben. Die Psychoanalyse hat, ohne vorerst zu wissen, wie gut fundiert ihre grundlegende Methode war, von dieser Beobachtung reichlich Gebrauch gemacht. Sie hat verstanden, daß der Patient, der in der Erforschung seiner Psyche durch die Tyrannei seiner Logik beschränkt ist, lediglich auf ausgetretenen Wegen beharrt und von dem weiten, abseits der Heerstraßen des bewußten logischen Denkens liegenden Gebiet zerebraler Synthesen nichts erfährt. Der Analytiker hat überdies folgendes gelernt: Wenn man dem Patienten geholfen hat, die spurlosen Pfade der freien Assoziation zu wandeln, und so jedem Denkprodukt Gelegenheit gibt, als bedingter Reiz für das nächste zu dienen und wenn man sich bei der Deutung dieser Abfolgen nur von deren zeitlichem Beieinanderliegen leiten läßt, dann entfaltet sich nach und nach das Bild der Beziehungen zwischen den Bereichen des bewußten und des unbewußten Denkens oder — in der Terminologie Pavlovs — der Erregung und Hemmung.

In einer Schlußfolgerung jedoch kann der Psychoanalytiker mit Pavlov nicht völlig übereinstimmen. Zu Beginn seiner Arbeit versucht Pavlov in seiner tiefen Abneigung gegen die orthodoxe Psychologie Trieb und bedingten Reflex gleichzusetzen. Diese Gleichsetzung muß jedoch nicht nur aus psychoanalytischen Gründen, sondern von der bloßen Vernunft aus in Frage gestellt werden. Man muß jedoch hervorheben, daß Pavlov selbst um so bedeutendere Unterschiede zwischen diesen beiden Phänomen erkannte, je klarer sich ihm seine Arbeit entwickelte. Er sah, daß ein offenbarer und sehr wichtiger Unterschied besteht zwischen dem Kniereflex (bei dem die Energie lediglich teils durch den Schlag, teils durch den peripheren Nerven-Muskelapparat geliefert wird) und einem System wie dem des bedingten Reflexes, der von einer im Zentralapparat aufgespeicherten Energie abhängig ist. Pavlov konnte

überdies auch die große Bedeutung erkennen, die dem Grade der Triebspannung, unter der das Tier arbeitet, zukommt. So fand er offenbare Unterschiede zwischen den Reaktionsweisen eines hungrigen und eines satten Hundes oder zwischen denen eines Tieres, dessen „nervöse Erregbarkeit" man durch Koffein gesteigert, und einem, dem man Brompräparate gegeben hatte, wodurch die Hemmungserscheinungen vermindert, bzw. erhöht worden waren. Tatsächlich fand er, daß beim Fehlen jeglicher Triebspannung kein bedingter Reflex gesetzt werden konnte und daß bei vollständiger Sättigung sowohl der bedingte wie der unbedingte Reflex vollständig gehemmt wurden. Das Reservoir an Energie, auf dem das ganze Phänomen beruht, ist demnach die Triebenergie, die in der psychoanalytischen Terminologie als Libido bezeichnet wird. Der Analytiker erhält aus dieser Beobachtung einen wichtigen Hinweis für die Praxis. Im selben Ausmaß, in welchem der Analytiker oder der Arzt seinen Patienten beruhigt, versöhnt, besänftigt, wiederaufrichtet oder auf eine andere Art zufriedenstellt, im selben Ausmaß verhilft er dazu, daß sich die überdeckende Wirkung der Hemmung über den kortikalen Bereich verbreite. Und damit versperrt er sich selbst den Weg zu den unbewußten Zusammenhängen. Der Analytiker ist also gezwungen, seine ernste, wenig entgegenkommende distanzierende Haltung beizubehalten und in der gefühlsmäßigen Befriedigung des Patienten selten über das hinauszugehen, was Jones so treffend mit „wohlwollender Neugier" bezeichnet hat. Allein auf diesem Weg können die Triebansprüche des Patienten zur Erforschung seiner kortikalen Funktionen mobilisiert werden.

Wir sehen uns also zur Schlußfolgerung genötigt, daß der passive Beobachtende, der seine natürliche Neugier unterdrückt und wenige oder gar keine Fragen stellt, der jede äußere Anregung des Patienten vermeidet, der jederzeit lediglich bestrebt ist, den freien Fluß führungsloser und zielloser Rede seitens des Patienten zu erleichtern — d. h. also jener Äußerungsform der Rede, in der jedes Element als bedingender Reiz für das nächste wirkt —, daß dieser Beobachter eine sprachliche Version des klassischen Experimentes mit dem bedingten Reflex darstellt. Er reduziert die hemmenden Einflüsse auf ein Minimum und ermöglicht es dadurch jenen unbewußten Zusammenhängen, auf deren Auftreten unter einer Hemmung Pavlov hingewiesen hat, an die Bewußtseinsfläche aufzusteigen. Beim Aufdecken dieser Zusammenhänge ist er weit eher auf die ursächliche zeitliche Abfolge angewiesen, als daß er versuchte, sie in willkürliche rationalistische Systeme zu pressen. Er tut dies unter der Voraussetzung, daß zwei beliebige Einfälle, die der Patient gleichzeitig oder in charakteristischer Aufeinanderfolge hat, kraft dieser Tatsache allein im Seelenleben dieses bestimmten Menschen eine dynamische Beziehung zueinander haben müssen. Und diese Voraussetzung beruht einwandfrei auf einer berechtigten Ableitung aus gesicherten experimentellen Beobachtungen.

Psychoanalyse und bedingte Reflexe[1]

Von

Paul Schilder

New York

Der Einladung, über Analyse und bedingte Reflexe zu sprechen, habe ich nur zögernd Folge geleistet, zum Teil deshalb, weil schon ausgezeichnete Arbeiten über dieses Problem von Luria, Ischlondsky und French vorliegen. Wenn ich die innere Hemmung schließlich doch überwand, so leitete mich dabei vor allem der Gedanke, daß die genannten Autoren durch die klassischen Experimente Pavlovs und seiner Schule sowie durch das ungeheure Material, das diese in Büchern und Vorträgen gesammelt haben, gewissermaßen überwältigt waren. Sie betrachteten die Physiologie und — mit einigem Zaudern möchte ich auch sagen — die Psychologie Pavlovs als feststehend. Ihre Aufgabe blieb infolgedessen notwendigerweise ungelöst. Die Psychoanalyse, die doch in engster Beziehung zu den Problemen des realen Lebens steht, kann niemals mit der künstlichen Psychophysiologie Pavlovs, die eine mosaikartige Struktur des Organismus und der Psyche annimmt, gänzlich in Einklang gebracht werden. Wenn die Gestaltspsychologie und die Lehre von der Ganzheit der Persönlichkeit einen Funken Wahrheit enthalten, dann muß Pavlovs Theorie falsch sein. Um zu einer Entscheidung zu kommen, darf man nicht zwei verschiedene Psychologien, ohne ihre inneren Gegensätze zu sehen, in eine Ausdrucksform pressen. Die meisten dieser Forscher haben sich nicht zu einer endgültigen Stellungnahme entschlossen. Zuweilen versuchen sie, psychoanalytische Situationen in der Terminologie der bedingten Reflexe und zuweilen bedingte Reflexe in der Terminologie der Psychoanalyse zu beschreiben. French z. B. benützt die Forschungen Pavlovs nicht nur als Illustration, sondern sogar als Beweis für die Psychoanalyse. Ischlondsky scheint der Meinung zu sein, daß psychologische Prozesse nur im Lichte Pavlovscher Experimente voll verständlich werden. Ich möchte nun hier versuchen, zu einem psychologischen Verständnis bedingter Reflexe zu kommen. Falls dies möglich ist — und die psychoanalytische Psychologie ist sehr leistungsfähig —, würden wir zu einem psychoanalytischen Verständnis der experimentellen Arbeit Pavlovs gelangen. Ein anderer Weg wäre nur dann gerechtfertigt, wenn wir Pavlovs Physiologie und Psychologie als endgültig feststehend betrachten würden.

Wenn man Nahrung in das Maul eines hungrigen Hundes bringt, ruft der

1) Aus der Psychiatrischen Abteilung des Bellevue Hospitals in New York. Vorgetragen auf der Tagung der American Psychopathological Association am 2. Juni 1934. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Helmut Polt.

Nahrungsreiz im Maul eine Speichelabsonderung von bestimmter typischer Beschaffenheit hervor. Hingegen wird Speichel von anderer Beschaffenheit abgesondert, wenn man eine Salzsäurelösung in das Maul des Hundes bringt. Dies sind unbedingte Reflexe. Die Reaktionen der Speicheldrüsen auf äußere Einflüsse sind indessen nicht auf die oben erwähnten gewöhnlichen Reflexe beschränkt. Wir alle wissen, daß die Speicheldrüsen Sekrete abzusondern beginnen, sobald andere rezeptive Oberflächen, Auge und Ohr mit inbegriffen, gereizt werden. Der Anblick oder der Geruch der Nahrung genügt, um die Speichelabsonderung hervorzurufen. Solche Reize nennt man bedingte Reize. Diese werden bei Wiederholung unwirksam, sofern nicht unbedingte Reize folgen. Jeder visuelle Reiz, jeder beliebige Ton, jeder Geruch oder jede Reizung einer beliebigen Hautstelle durch mechanische Mittel oder durch die Einwirkung von Hitze oder Kälte reizen die Speicheldrüsen, wenn die Reize gleichzeitig mit der Tätigkeit der Speicheldrüsen zur Wirkung gebracht werden. Zur Unterscheidung von bedingten Reflexen, die bei der Nahrungsaufnahme und im Zusammenhang mit ihr entstehen (natürliche bedingte Reflexe), nennt man Reflexe dieser Art künstliche bedingte Reflexe. Zu experimentellen Zwecken werden fast ausschließlich diese letzteren verwendet.

Bedingte Reflexe sind natürlich nicht nur auf die Speichelabsonderung beschränkt, sondern können ebenso bei Abwehrreaktionen des dem Willen unterworfenen Muskelsystems gebildet werden. Diese letztere Methode wurde im ausgedehnten Maße von Bechtereff und seiner Schule und von Beritoff verwendet.

Man könnte zu einer Formulierung in dem Sinne neigen, daß unbedingte Reflexe mit den Grundinstinkten wie Nahrungs- und Abwehrinstinkt in gewissem Zusammenhang stehen. Bedingte Reflexe können in Verbindung mit solchen Grundinstinkten hervorgebracht werden. Diese Formulierung ist indessen unvollständig. Bedingte Reflexe können auch an Funktionen ausgelöst werden, deren Lebenswichtigkeit nicht so offen zutage liegt. Nach Cason und Hudgins ist es möglich, bedingte Lichtreflexe der Pupille hervorzurufen. Wir leugnen natürlich nicht, daß auch dem Lichtreflex der Pupille eine biologische Bedeutung zukommt. Die Zusammenziehung der Pupille durch das Licht kann aber schwerlich als biologisches Grundphänomen angesehen werden.

Alle Vorgänge, die als Beispiele angeführt wurden, können ebensogut als Reflexe wie auch als organische Reaktionen bei geringer oder fehlender Beteiligung des Bewußtseins bezeichnet werden. Bedingungsreflexe sind aber nicht auf solche Reaktionen beschränkt. Das kann leicht an Willenshandlungen aufgezeigt werden, wie z. B. in den Experimenten Klüvers mit den „Zieh-Reaktionen“ von Affen. In einen Käfig gesperrte Affen ziehen an Stricken

jene Futterkasten heran, welche sich als gefüllt erwiesen haben. Eine solche „Zieh-Technik" kann auch mit Tieren, die unter den Primaten stehen, sogar mit Ratten angewendet werden. Auch bei Experimenten mit Menschen kann man Willensreaktionen statt halb instinktiver Abwehrreaktionen verwenden. Lenz berührte die Handfläche der Versuchsperson dreimal und trug ihr hernach auf, die Hand umzudrehen. Die Versuchsperson drehte hierauf die Innenfläche der Hand von oben nach unten. Nach einigen Kombinationen drehte die Versuchsperson die Hand sofort nach der Berührung um, ohne den Auftrag hiezu abzuwarten. Letzten Endes ist der Mechanismus der bedingten Reflexe gleichbedeutend mit jenem Mechanismus, der gewöhnlich Assoziation genannt wird. Der Vorgang läßt sich vielleicht besser folgendermaßen ausdrücken: Eine Gesamtsituation typischen Charakters hat das Bestreben sich wiederherzustellen auch dann, wenn die objektive Situation nur teilweise gegeben ist. Die Gesamtsituation stellt sich auch auf dem Gebiete der dem Willen nicht unterworfenen Innervation wieder her und gerade in der methodischen Benützung dieser Entdeckung liegt Pavlovs Hauptverdienst.[2]

Pavlov spricht immer wieder von Reflexen; was er aber Reflex nennt, ist von einem einfachen mechanischen Vorgang weit entfernt. Es ist eine komplizierte Gesamtreaktion, ein Verhalten, in welchem die Persönlichkeit des Tieres, wie Pavlov selbst feststellt, eine bedeutende Rolle spielt. Alle diese Reaktionen sind leicht auch bei menschlichen Wesen zu finden. Es ist natürlich Geschmackssache, ob man die tierische und menschliche Handlung als Reflexaktivität auffaßt oder nicht. Der Ausdruck Reflex verliert in diesem Zusammenhang seine spezifische Bedeutung und drückt dann lediglich aus, daß man an der subjektiven Seite der Reaktionen des Tieres nicht interessiert ist, sondern nur an deren objektivem Ausdruck. Man ist dann auch geneigt, die Existenz der subjektiven Seite überhaupt zu vergessen. Man darf zugeben, daß das Studium objektiver Reaktionen für viele Probleme methodisch einfacher ist. Für manche andere Probleme ist jedoch das Studium der subjektiven Seite unerläßlich.

In der Wiener Gesellschaft für Psychiatrie demonstrierte Mattauschek den folgenden Fall (ob ein Bericht darüber erschienen ist, weiß ich nicht): Ein

2) Hollingworth gebraucht den Ausdruck Reïntegration. In der Anwendung auf den bedingten Reflex will dieser Ausdruck folgende Tatsache kennzeichnen: Alle Elemente eines Reizkomplexes, die gleichzeitig oder nahezu gleichzeitig mit der Reaktion einwirken, gewinnen unabhängig voneinander und ohne Rücksicht auf einen sinnvollen Zusammenhang die Fähigkeit, im wesentlichen dieselbe Reaktion hervorzurufen. Für die Zwecke, die wir hier verfolgen, müssen wir die Unabhängigkeit dieser Tendenz vom Sinn des Komplexes besonders ins Auge fassen. (Ich zitiere hier nach Clark L. Hulls Arbeit, deren klare Formulierungen mir bei der Bildung meiner Schlußfolgerungen sehr zustatten kommen.)

Mann erleidet im Verlaufe eines Streites mit seiner Geliebten einen schweren epileptischen Anfall. Sie gehen auseinander. Einige Zeit darauf trifft er sie zufällig und erleidet seinen zweiten epileptischen Anfall. Mehrere Monate später sieht er in einem Restaurant eine Dame, die er zuerst irrtümlich für seine Geliebte hält, und erleidet seinen dritten epileptischen Anfall.

Einer meiner Patienten — ein Arzt — machte eine unangenehme Erfahrung mit einem Zeugnis, das er einem seiner Patienten gab. Seit jener Zeit leidet er an Angstgefühlen, wann immer er mit einem Beamten zu tun hat.

Ein Mädchen wurde durch ein von hinten kommendes Auto niedergestoßen. Sie erlitt zwar keine ernsthafte Verletzung, reagierte aber mit großer Angst. Noch Monate später hatte sie beim Überqueren der Straße das Gefühl, daß ein Auto hinter ihr sie niederstoßen wolle, wenn sie Autos ihr entgegenkommen sah.

In allen diesen Fällen ist die Tendenz zur Wiederherstellung der früheren Situation deutlich zu sehen. Ein Teil der vorausgegangenen Situation oder eine Ähnlichkeit mit ihr ruft, wie z. B. in dem ersterwähnten Falle mit seinen schweren organischen Folgen, die vorausgegangene Situation zur Gänze hervor. Einer der zitierten Fälle ermöglicht ein tieferes Verständnis der Situation. Der Beamte bedeutet für den Patienten den Vater und den älteren Bruder. Bechtereff und Ischlondsky haben ähnliche Mechanismen in der Genese von Perversionen aufgezeigt. Wir haben es also nicht mit zwei irgendwie verschiedenen Geschehnisreihen zu tun, sondern mit durchaus übereinstimmenden Phänomenen, die von verschiedenen technischen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Ich bezweifle nicht, daß Pavlovs Technik für viele Zwecke eine exaktere Formulierung gestattet. In vielen anderen Fällen wird jedoch die psychologische Betrachtung einen tieferen Einblick gewähren.

Die oben zitierten Fälle geben ein klares Bild des Phänomens, das Pavlov „Irradiation" nennt.

„Wenn ... die ursprünglich mechanische Reizung einer bestimmten Hautpartie zur Reizwirkung für die Speicheldrüsen wurde, dann beginnt auch die mechanische Reizung anderer Hautpartien, den Speichelreflex hervorzurufen. Später führen thermale Hautreize zu diesem Ergebnis und schließlich die Reizung an anderen Körperflächen. Wenn man einen bedingten Reflex zum Ticken eines Metronoms bildet und dann andere Töne versucht, wird man finden, daß anfänglich auch andere Töne den Speichelfluß hervorbringen. Wenn man zu einem Ton von 100 Schwingungen einen bedingten Reflex bildet und hierauf andere Töne verschiedener Schwingungszahlen versucht, bringen alle eine Wirkung hervor. Wenn man wiederholt die mechanische Reizung der Haut mit einem Stich verbindet, ruft schließlich dieser Stich jedesmal eine Speichelabsonderung hervor. Wenn man nun andere Teile der Haut in gleicher Weise sticht, verursachen sie alle eine Speichelabsonderung. Der Grund hiefür liegt in der Ausdehnung des Reizes über die beiden Gehirnhälften. Es gibt auch eine Form des Experiments, bei welcher wir die Tätigkeit der Speicheldrüse nicht mit dem vor-

handenen Reiz in Verbindung bringen, sondern mit den Spuren, die von ihm übrig bleiben, d. h. wir setzen den Reiz und lassen dann eine Zeit nach seinem Ablauf verstreichen, bevor wir dem Hunde Säure oder Nahrung in das Maul geben. In den Spurreflexen breitet sich die Erregung noch weiter aus. Wenn man aber einen durch das Metronom bedingten Reflex gebildet hat und diesen Reflex oft wiederholt, verlieren andere Töne nach und nach ihre Wirksamkeit und schließlich ruft nur mehr das Metronom die Erregung hervor. Wiederholt man die Reizung mit dem Metronom lang genug, wird schließlich nur mehr das Metronom mit der Anzahl der ständig verwendeten Schläge von Wirkung sein. Ein Hund wird dann auf eine Reizung von 100 Schlägen in der Minute reagieren, nicht aber auf eine solche von 96. Wenn man einen bedingten Reflex auf einen Ton von bestimmter Stärke einstellt, dann ist nur dieser Ton in der gegebenen Stärke von Wirkung. In diesen Fällen von hoher Erregungskonzentration ist außer der Wiederholung eines gegebenen Reizes auch die Wiederholung benachbarter oder verwandter Reize, jedoch ohne Verabreichung von Nahrung, wichtig."

Pavlov spricht in diesem Zusammenhang von Konzentration. Der zugrunde liegende Gedanke ist der, daß der Reiz zuerst ausstrahlt und sich dann wieder zusammenzieht. (Lectures, S. 157—158.)

Beritoff hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Physiologie des Gehirns Irradiationen der Art, wie sie Pavlov beschreibt, nicht kennt. Irradiationen verbreiten sich sehr rasch, verschwinden aber auch ebenso rasch. Bedingte „Irradiation" kann aber sehr lange Zeit dauern. Durch physiologische Methoden ist nicht zu entscheiden, welche Form sie annehmen wird. Es hat also den Anschein, als ob Pavlovs Begriff der Irradiation für einen besonderen Zweck geschaffen worden sei und es entsteht die Frage, ob „Irradiation" nicht nur ein physiologischer Ausdruck für Tatsachen sei, die psychologischer Natur und sehr gut bekannt sind. Im Falle des Arztes, der das Zeugnis schreibt, ist der Beamte der Repräsentant einer bedrohlichen Macht. Die Irradiation breitet sich auf alle bedrohlichen Personen aus. Das Automobil, welches das Mädchen niederstieß, wird mit allen Automobilen in Verbindung gebracht. Man kann das natürlich auch Irradiation nennen; ich bezweifle jedoch, ob damit wirklich eine Darstellung der physiologischen Ausbreitung von Impulsen über die Gehirnhemisphären gegeben ist. Der ganze Vorgang scheint weit eher auf den Gedanken hinzuweisen, daß eine Situation zuerst allgemein wahrgenommen wird und daß wir erst in fortschreitender Vertrautheit mit der Situation ihre spezifischen Eigenschaften kennenlernen. Selbstverständlich werden wir nur dann voll mit der Situation vertraut, wenn wir bei erneuter Berührung mit ihr erkennen, daß nur spezifische Situationen zu spezifischen Folgen führen (Pavlovs Konzentration). Psychologisch könnte man von Verallgemeinerung sprechen, der Ausdruck würde jedoch besagen, daß zuerst ein einzelner Reiz wahrgenommen und später verallgemeinert wird. Wahrscheinlich aber wird der Reiz zuerst von seiner allgemeinen und dann

erst von seiner spezifischen Seite gesehen. Pavlov gebraucht den Ausdruck Differentialhemmung für die Tendenz zur Korrektur. Es ist das ein anderer Ausdruck für die Tatsache, daß wir nur durch Versuch und Irrtum und in ständiger Berührung mit der Welt lernen. Ich gebrauche, wie man sieht, eine Terminologie, welche den Zusammenhang mit der Welt nachdrücklich betont. Pavlov versucht die damit verknüpften Gehirnprozesse zu entdecken. Dies ist gewiß kein unmögliches Unternehmen, es ist jedoch die Frage, ob die psychologische Beschreibung, welche Pavlov in physiologischen Ausdrücken gibt, der unmittelbare Ausdruck physiologischer Prozesse ist, die sich im Hirn abspielen.

Ich habe bei anderen Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß jene Art des Denkens, die eine einzelne Erfahrung für ein allgemeines Gesetz hält, im unbewußten Denken eine bedeutende Rolle spielt. Gott, Vater, Macht sind vom Standpunkt des primitiven Denkens aus wirklich eins. Neuere Studien an Kindern haben mir gezeigt, daß ein wichtiger Zug des kindlichen Denkens der ist, daß es die erste Erfahrung für ein allgemeines Gesetz hält. Sobald das Unbewußte sich zum Bewußten zu entwickeln beginnt, kommt es in Berührung mit den verschiedenen Teilen der Realität, bis sich schließlich die Konzentration oder, anders gesagt, die Methoden des bewußten Denkens einstellen. Bühler hat darauf hingewiesen, daß wir im Denken die allgemeinen Beziehungen zuerst wahrnehmen, wir sehen die allgemeine Sphäre, in welcher die Lösung eines spezifischen Problems liegt. Ich habe gezeigt, daß das Denken mit einer solchen Erkenntnis von allgemeinem Typus beginnt und habe diesem allgemein gerichteten Denken den Namen „Sphäre" gegeben. Im Denkprozeß wird diese Richtung auf das Allgemeine durch die ständige Berührung mit Einzelerfahrungen mehr und mehr spezifiziert. Das symbolische Denken mit seinen weiten, vagen Begriffen wird durch das logische Denken abgelöst, das sich auf die konkreten Tatsachen der Realität bezieht. Der Begriff der „Sphäre" fällt in vieler Hinsicht mit dem psychoanalytischen Begriff des Unbewußten zusammen, betont aber die psychologischen Erfahrungen, die während des Denkens vor sich gehen. Ich glaube zwar nicht an die Existenz eines unbewußten Denkens im Sinne des Fehlens aller Wahrnehmungsqualitäten, ich glaube jedoch, daß Freud eine richtige Beschreibung der in der „Sphäre" vor sich gehenden psychischen Prozesse gegeben hat, wenn er von den Mechanismen des Unbewußten spricht (System Ubw.).

Pavlov berichtet über ein Experiment von Dr. Kasherininova (Conditioned Reflexes, S. 72), in welchem auf den bedingten Reiz durch die Hinzufügung eines weiteren Reizes eine stark hemmende Wirkung ausgeübt wurde. Gleichzeitig übernahm der hinzugefügte Reiz aber einige der Erregungsfunktionen des bedingten Reizes, so daß er, allein angewendet, einen bedingten

Reiz zweiter Ordnung ergab. Experimente dieser Art machen es sehr wahrscheinlich, daß die Hemmung im Sinne Pavlovs das primäre Signal verhindert, nicht aber Signale, die dem primären Signal verwandt sind. (Ähnliche Probleme werden auf S. 322 der Lectures behandelt.)

„Es war interessant, während der Wirkung des Hemmungsreizes den Erregungszustand der benachbarten und entfernten Stellen zu verfolgen. Für eine andere Art innerer Hemmungen ist dies in den Experimenten von N. A. Podkopayev geschehen. Wenn der positive bedingte Reflex mehrere Male hintereinander in Abständen von einigen Minuten wiederholt und nicht vom unbedingten Reflex begleitet wird, verliert er rasch seine Reizwirkung. Der bedingte Reflex sinkt, wie wir uns ausdrücken, auf den Nullpunkt. Dies tritt als Folge der Entwicklung eines Hemmungsprozesses an dem Reizpunkt auf. Wie wir es beim Prozeß der Differentialhemmung nach dem Wegfall des Reizes gesehen haben, verteilt sich auch dieser Prozeß, er strahlt aus. Wenn durch die Entwicklung einer auslöschenden Hemmung die Reizwirkung an einer bestimmten Hautstelle auf Null gesunken ist und dieser Nullpunkt durch fortwährende Reizung erhalten wird (natürlich ohne den unbedingten Reiz), äußert sich der Reiz an anderen Hautstellen, wie Podkopayev beobachten konnte, in sehr eigenartiger Weise. Die Reizung aller andern Hautstellen, der benachbarten wie der entfernten, wirkt positiv, jedoch mit gewissen Eigentümlichkeiten. Die latente Periode wird zusehends verkürzt (1 bis 3 Sekunden statt 4 bis 5), der allgemeine Effekt ist jedoch im Vergleich mit dem normalen geringer. Die einfachste Erklärung dieser Tatsache ist die, daß die starke Verkürzung der latenten Periode ein Zeichen für die Vermehrung der Reizbarkeit der gereizten Punkte ist. Da aber sowohl die hemmenden wie die positiven Impulse gleichzeitig im Wirkungszentrum eintreffen, bildet die daraus resultierende Wirkung ihre algebraische Summe."

Diese Versuche sind um so wichtiger, als sie ein experimentelles Analogon zu einem Vorgang darstellen, den man Symbolismus nennen kann. Der ursprüngliche Reiz verliert seine Bedeutung, während der Reiz einer benachbarten Stelle (ein verwandter oder ähnlicher Reiz) sich dem ursprünglichen Reiz angleicht. Solche Beispiele sind wiederholt in Pavlovs Arbeiten zu finden. Für den Psychoanalytiker dürfte auch Pavlovs „ultra-paradoxe Phase" von großem Interesse sein, „während welcher nur das zuvor ausgearbeitete hemmende Agens einen positiven Effekt hervorruft". Man sieht sofort, daß es von der totalen Situation abhängt, ob die Tendenz zu einer Handlung oder einer Sekretion in ihrer ursprünglichen Form oder verstümmelt zutage tritt oder ob sie sogar in ihr Gegenteil übersetzt oder verwandelt wird.

Einer der wichtigsten Begriffe des Pavlovschen Systems ist der Begriff der Hemmung. Pavlov unterscheidet zwischen äußerer und innerer Hemmung. Bei der äußeren Hemmung schwächen schädigende Einflüsse den bedingten Reflex oder sie bringen ihn ganz zum Verschwinden. Jede Änderung in der Umgebung des Tieres ruft einen Orientierungsreflex hervor. Es sieht, wie Ischlondsky sagt, so aus, als ob die Anforderung der Umgebung den Ab-

lauf der Wirkung im Organismus und den ausgearbeiteten Reflex in den Hintergrund dränge. Ich möchte nur erklärend hinzufügen, daß uns in der Psychologie diese Situation gut bekannt ist. Ob der Ausdruck Hemmung hier zutreffend ist, scheint mir recht fraglich. Er wäre besser so zu formulieren, daß das Individuum auf den Teil der Situation gerichtet ist, der lebenswichtiger erscheint, und jede Änderung in der Umgebung ist lebenswichtiger als die Situation, an die wir bereits gewöhnt sind.

Die innere Hemmung spielt eine weit wichtigere Rolle. Ich möchte bei dieser Gelegenheit die fünf Typen von innerer Hemmung eines bedingten Reflexes nochmals aufzählen: 1. Auslöschung; 2. Verzögerung; 3. Spurhemmung; 4. bedingte Hemmung; 5. Hemmung durch Differenzierung.

1. Ein bedingter Reflex wird ausgelöscht, wenn der Reiz mehrere Male hintereinander gegeben und nicht von dem unbedingten Reiz gefolgt wird. Der bedingte Reflex ist, wie man leicht zeigen kann, noch vorhanden. Jeder weitere Reiz kann ihn hervorrufen. Die verschiedenen Verfahren, durch welche ein ausgelöschter bedingter Reflex wieder hervorgerufen werden kann, interessieren uns hier nicht. Luria und French haben mit Recht betont, daß wir es hier mit einem nahen Analogon zur psychoanalytischen Feststellung zu tun haben, daß Erfahrungen, die sich nicht mehr im Vordergrund befinden, gleichwohl vorhanden sind. Ein Vergleich zwischen den verschiedenen Hemmungen und Verdrängungen drängt sich von selbst auf; das Problem verdient jedoch eine eingehende Diskussion. Die Hemmung durch Differenzierung (5) ist der einfachen Auslöschung nahe verwandt. Beim Herausarbeiten eines Reflexes rufen im Anfang auch ähnliche Signale eine Reaktion hervor. Wenn aber z. B. ein Ton mit der Schwingungszahl 800 in Begleitung des unbedingten Reizes systematisch wiederholt wird, während die anderen Töne ohne Verstärkung durch den unbedingten Reiz hervorgebracht werden, wird der allgemeine Reflex spezifiziert und ein Ton von 812 Schwingungen kann von einem solchen von 800 differenziert werden.

Das Vorkommen dieser sogenannten Hemmungen ist ohne weiteres verständlich, weil die Individuen in einer realen Welt leben. Wenn ein Signal nicht von einem unbedingten Reiz gefolgt ist, wird die Reaktion des Organismus sinnlos. Wir passen unsere Handlungen und körperlichen Reaktionen fortwährend an die Vorgänge in der Außenwelt an. Bedingungsreflexe werden gebildet, weil wir in eine Realität gesetzt sind, in der gewisse Erwartungen gerechtfertigt sind. Wenn diese Erwartungen systematisch enttäuscht werden, müssen wir unser Verhalten ändern. Wir behandeln die Realität wie einen Versuch, d. h. wir setzen erfolgreiche (zur Befriedigung führende) Handlungen fort und unbefriedigende nicht. Analytisch hätten wir diese Funktionen selbstverständlich dem Ich-System zuzuschreiben. Vom logischen Gesichtspunkt

aus könnten wir das auch Induktion nennen. Ein Reiz hat so oft zu einem befriedigenden Ergebnis geführt, daß der Organismus darauf eingestellt sein muß. Wenn der Reiz wiederholt unbefriedigend wirkt, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß er auch später unbefriedigend wirken wird. Mit anderen Worten: unsere Handlungen und organischen Reaktionen rechnen mit den gegebenen Wahrscheinlichkeiten in der Außenwelt. Diese Mechanismen des Ich-Systems haben fraglos viele Punkte mit unbewußten Reaktionen gemein und es mag dies eine Warnung sein, zwischen Ich und Es allzuscharfe Grenzlinien zu ziehen.[3]

2. Wenn der unbedingte Reiz zum Bedingten hinzugefügt wird, nachdem der letztere schon eine gewisse Zeit, etwa ein bis drei Minuten in Wirksamkeit war, entfaltet der bedingte Reiz seine Wirksamkeit erst zu einer Zeit, die der ursprünglichen Zeitdifferenz zwischen bedingtem und unbedingtem Reiz entspricht. Diese Reaktion hat zuweilen die Tendenz, sich zu verfrühen, und die Reaktion erfolgt nach einem kürzeren Zeitintervall als der unbedingte Reiz.

3. Die sogenannten Spurreflexe sind ähnlicher Art. Der unbedingte Reiz wird hinzugefügt, wenn der bedingte Reiz schon verschwunden ist. Pavlov spricht von einer Hemmung. Es gibt aber auch hier, wie besonders Hull betont hat, antizipatorische Tendenzen. Hier zeigt sich besonders klar, wie ungenügend der Begriff der „Hemmung" begründet ist. Wir haben es hier mit demselben Grundprinzip zu tun, auf das wir schon zuvor hingewiesen haben: das Tier reagiert auf eine totale Situation und nimmt einen Teil der totalen Situation als ein Anzeichen dafür, daß die totale Situation wieder gegeben ist. Gelegentlich einer früheren experimentellen Studie habe ich an Selbstbeobachtungen gezeigt, daß Erwartung und Vorbereitung eine bedeutende Rolle in dem Zeitraume spielen, in welchem ein bedingter Spurreflex gebildet wird. Der bei meinen Versuchsobjekten verwendete Zeitraum von 5 Sekunden war erfüllt von psychischen Erwartungsgebilden und motorischen Haltungen. Es ist leicht begreiflich, warum die sogenannten antizipatorischen Reaktionen so häufig eintreten. Ich habe mit motorischen Abwehrreaktionen gearbeitet. Das Zurückziehen der Hand vor dem elektrischen Reiz wird schon lange vor dem erwarteten Eintreffen des Reizes vorbereitet. Ich zweifle nicht, daß bei einem Menschen, bei dem ein bedingter Reflex auf Nahrung gebildet ist, im Intervall zwischen Bedingungsreiz und Reaktion Geschmack und Sättigung vorausgenommen werden, noch ehe die wirkliche Speichelabsonderung beginnt. Mit anderen Worten: die Anschauung von Erregung und Hemmung als isolierter, miteinander in Konflikt stehender Kräfte ist unhaltbar und muß durch eine Anschauung von Ganzheiten oder Gestalten spezifischer Struktur ersetzt wer-

3) Wenn sich ein neues Versuchsfeld eröffnet, wie es bei den bedingten Reflexen der Fall ist, sind wir zu einer Synthese der neuen und der alten Erfahrungen berechtigt.

den, die in naher Beziehung zu den biologischen Bedürfnissen des Individuums stehen. Ich befinde mich damit im Widerspruch mit der Hauptanschauung Pavlovs, daß sich „im Gehirn ein enormes Mosaik teils erregter, teils gehemmter oder zeitweise schlafender Punkte" befinde.

4. „Wir nehmen ein indifferentes Agens, das keine ausgesprochene Wirkung auf das Tier hat, und wenden es zusammen mit einem gut ausgearbeiteten bedingten Reiz an, und lassen dieser Kombination beider Agenzien den unbedingten Reiz (Nahrung) nicht folgen. Bei dieser Anordnung bildet das indifferente Agens mehr und mehr eine Hemmung des bedingten Reflexes, d. h. die Kombination eines bedingten Reizes mit einem indifferenten Agens ergibt immer Null, obwohl der bedingte Reiz allein angewendet in gleicher Weise wirksam bleibt. Wir nennen dieses Phänomen bedingte Hemmung." (Lectures, S. 208.)

Der bedingte Reiz und das indifferente Agens können keineswegs addiert oder subtrahiert werden, sondern stellen eine völlig neue Konfiguration dar. Pavlovs Versuche über bedingte Hemmung sind Experimentalbeweise für Grundtatsachen der Gestalttheorie. Die Außenwelt ist sicherlich etwas anderes als die Summe verschiedener Einzelreize.

Bei einem Hunde wird ein bedingter Reflex für eine Folge von vier aufsteigenden Tönen a-b-c-d geschaffen. Wenn die Töne nun in der Reihenfolge d-c-b-a gegeben werden, zeigt sich kein Resultat. Von den 24 mit diesen vier Tönen möglichen Permutationen reagiert der Hund auf elf positiv. Alle Kombinationen mit vorwiegend aufsteigender Tendenz hatten positive, alle mit vorwiegend absteigender Tendenz negative Wirkung. Wir haben es hier mit einem ausgesprochenen Gestaltprinzip zu tun (vgl. Ischlondsky, Bd. I, S. 194 f.). Die Methode der bedingten Reflexe bietet ohne Zweifel eine besondere Möglichkeit, die Wirksamkeit des Gestaltprinzips und des Einzelreizes in der Wahrnehmung der Tiere zu erforschen. Mit dieser Formulierung haben wir uns aber von einem „Mosaik erregter und gehemmter Einzelpunkte" schon weit entfernt.

Wir besitzen nun die Voraussetzungen für eine Diskussion der Frage, was die verschiedenen Arten von Hemmungen vom psychoanalytischen Gesichtspunkt aus bedeuten. French hat bereits den Versuch unternommen, Hemmung und Verdrängung miteinander zu vergleichen. Mit dem Ausdruck Verdrängung werden in der Psychoanalyse aber sehr verschiedene Dinge bezeichnet. Wenn wir im Denken einem bestimmten Ziel zustreben, muß eine Menge anderer Dinge dem Bewußtsein ferngehalten werden. Die Formulierung, die ich bereits über die Entwicklung des Denkens aus der „Sphäre" in das volle Licht des Bewußtseins gegeben habe, besagt ja schon, daß eine beständige Auswahl Platz greift und daß nur jene Teile der vorausgegangenen Erfahrung gewählt werden, die irgendwie der Erfüllung der Bedürfnisse in der Realität

dienen. Ich habe bereits erwähnt, daß die Differentialhemmung und die auslöschende Hemmung dem hier beschriebenen Prozeß nahe verwandt sind. Für gewöhnlich benützt aber die Psychoanalyse den Ausdruck Verdrängung nicht in diesem Sinne. Sie benützt ihn hauptsächlich dann, wenn unter der Leitung des Ichs eine Erfahrung aktiv bekämpft wird, die voll bewußt war (vgl. French). Die äußere Hemmung entspricht diesem Begriff der Verdrängung viel eher. Eine biologisch wichtige Erfahrung führt zur Vernachlässigung einer andern, die sich sonst im Vordergrund des Bewußtseins befand und befinden würde. Pavlovs Experimente bieten aber andere Analoga zur Verdrängung in diesem Sinne; so wenn z. B. Schmerzreize als bedingte Reize verwendet werden und die Abwehrreaktion im Interesse des Nahrungsreflexes unterdrückt wird. Jeder Versuch einer Gleichsetzung von äußerer oder innerer Hemmung mit der Verdrängung ist von vornherein irrig, weil Pavlovs Begriffsbildungen und die der Psychoanalyse aus verschiedenen Erfahrungsgebieten stammen. Es ist jedoch durchaus gerechtfertigt, bei jedem Fall von Erregung oder Hemmung zu fragen, was er vom psychoanalytischen Gesichtspunkt aus bedeutet.

Beritoff hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Pavlovs Beschreibung der Hemmung nicht mit dem übereinstimmt, was in der Physiologie unter diesem Ausdruck gewöhnlich verstanden wird. Im physiologischen Experiment entwickelt sich eine Hemmung rasch und verschwindet ebenso rasch. Pavlovs Hemmung, die unabhängig von der unmittelbaren Anwesenheit des Hemmungsreizes lange Zeit dauert, erweckt mehr und mehr den Anschein eines in die Sprache der Physiologie gekleideten psychologischen Begriffs. Es steht natürlich jedermann frei, bestehende Ausdrücke in verschiedenem Sinn zu gebrauchen. Es ist jedoch wichtig zu wissen, daß wir es in Pavlovs Untersuchungen mit „Behaviour"-Problemen, Gewohnheit und Übung, zu tun haben, die in einer dem physiologischen Gebiet entlehnten Sprache ausgedrückt sind. Diese Umbenennung beginnt bereits mit dem Gebrauch des Ausdrucks Reflex und dauert fort in Ausdrücken wie Ausstrahlung und Hemmung. Durch den Gebrauch dieser Ausdrücke wird ein künstlicher Gegensatz zwischen Psychologie und Physiologie geschaffen. Ich bezweifle nicht, daß Reflex, Ausstrahlung und Hemmung im physiologischen Sinne und im Sinne Pavlovs einiges gemeinsam haben. Sie gehören aber doch verschiedenen biologischen Ebenen an und können daher nicht dieselbe Bedeutung haben. Das gleiche trifft bei einem andern Begriff zu, der in Pavlovs System eine wichtige Rolle spielt. Pavlov ist der Meinung, daß eine Erregung rund um den Erregungsherd eine Hemmung hervorruft und hat das in Verbindung mit Sherringtons sukzessiver Induktion gebracht. Sherrington aber dachte an antagonistische Prozesse, die sich an identischen Punkten des Zentralnerven-

systems abspielen. Beritoff zweifelt sogar, ob Sherringtons Meinung gerechtfertigt ist.

Es ist wichtig, daß Schmerzreize als Signal für einen bedingten Nahrungsreflex nur dann wirksam werden, wenn sie anfänglich sehr schwach sind. Später können sie nach und nach verstärkt werden, ohne ihren Signalcharakter zu verlieren. Wir haben gegenwärtig keine Möglichkeit, diesen Vorgang in rein physiologischen Ausdrücken zu erklären, wir verstehen ihn und seine Resultate aber vom psychologischen Gesichtspunkt aus sehr gut.

Pavlov schreibt (Lectures, S. 341) über dieses Experiment: „Mit dem stärksten Strom sowie mit dem Verbrennen und der mechanischen Zerstörung der Haut konnte lediglich die Nahrungsreaktion (die entsprechende motorische Reaktion und die Speichelabsonderung) hervorgerufen werden, von einem Dazwischenkommen der Abwehrreaktion zeigte sich keine Spur; weder in der Atmung noch im Herzschlag fanden Veränderungen statt, wie sie sonst für diese letztere Reaktion charakteristisch sind. Offenbar wird dieses Resultat durch die Übertragung der äußeren Erregung auf das Nahrungszentrum erreicht, während gleichzeitig eine Hemmung des Zentrums der Abwehrreaktionen stattfindet. Dieser besondere bedingte Reflex dauerte einige Monate und wäre unter den gegebenen Bedingungen wahrscheinlich stabil geblieben, wenn wir diese nicht derart geändert hätten, daß der elektrische Reiz bei jeder Erregung systematisch auf eine andere Hautstelle übertragen wurde. Als nun die Anzahl dieser Stellen beträchtlich anwuchs, schlug bei einem unserer Hunde der bedingte Reflex plötzlich um. Allenthalben zeigte sich sofort beim ersten Einsetzen des Hautreizes und selbst bei schwächstem Strom nur die stärkste Abwehrreaktion und nicht die geringste Spur einer Nahrungsreaktion."

Dies ist ein deutliches Beispiel dafür, daß ein Verdrängtes zum Durchbruch kommt, sobald sein Druck genügend stark wird, um sich gegen die verdrängenden Kräfte durchzusetzen.

Indessen sind nicht alle Fälle gleich. Pavlov konnte durch die Methode der bedingten Reflexe eine sehr feine Unterscheidung zwischen einem Kreis und einer Ellipse von annähernd gleicher Größe erhalten. Wenn die Ellipse aber nahezu kreisrund war und die beiden Achsen im Verhältnis 9 : 8 standen, konnte eine Differenzierung zwar erzielt werden, sie blieb jedoch delikat und unbeständig und dauerte nur zwei bis drei Wochen. Darnach verschwand sie nicht nur für immer, sondern zog auch den Verlust aller früheren Unterscheidungen mit sich. Der Hund, der zuvor ruhig auf seinem Bänkchen saß, versuchte nun beständig sich loszureißen und heulte. Mit anderen Worten: die Anpassung an die Realität wird, wenn sie zu schwierig wird, gänzlich aufgegeben und das Individuum zieht sich auf ein primitives Verhalten und die undifferenzierte Handlung zurück. Man könnte einen solchen Vorgang auch vom energetischen Gesichtspunkt aus behandeln und sagen: Sobald die Energie nicht mehr im Ich-System zur Anpassung an die Außenwelt verwendet wird,

brechen mehr oder minder primitive Handlungen durch. Pavlov sagt allgemein (S. 344):

„Beim Zusammenstoß der Erregungs- und der Hemmungsprozesse herrscht entweder der Reizprozeß vor, der die Hemmung stört (man könnte auch von einer langsamen Verstärkung des Erregungstonus sprechen), oder (in anderen Fällen) der Hemmungsprozeß stört mit seinen vorausgehenden Phasen den Erregungsprozeß, d. h. es tritt eine Verstärkung des Hemmungstonus ein."

Die bedingten Reflexe verschwanden während der großen Überschwemmung in Leningrad. Wenn aber der Versuchsleiter im Experimentierraum war, traten die früheren bedingten Reflexe wieder auf. Wenn Wasser im Raum ausgegossen wurde, geriet der Hund in seinen früheren pathologischen Zustand. Auch die Gegenwart der Kleidung des Versuchsleiters im Versuchsraum genügte, um die bedingten Reflexe wiederherzustellen.

Auch in diesem Beispiel wird die Anpassung an die Wirklichkeit unter dem Einfluß der Angst aufgegeben. Ihr Wiederauftreten in Gegenwart des Experimentators ist eine experimentelle Analogie zur Übertragungssituation. Da die Überschwemmung durch ausgegossenes Wasser und der Experimentator durch den bloßen Geruch seiner Kleider ersetzt werden konnte, haben wir es mit ausgesprochenen Beispielen symbolischen Denkens zu tun.

Es ist erwähnenswert, daß Ekzeme an den Beinen der Tiere beobachtet werden, wenn die Konflikte des Tieres zu akut werden.

Wenn man, wie Kubie,[4] versucht hat, die analytische Technik vom Gesichtspunkt der bedingten Reflexe her betrachtet, gerät man sofort in große Schwierigkeiten, zumal die Übertragung weit mehr umfaßt als irgendeine Spielart der bedingten Reflexe. Es ist gewiß ein fragwürdiges Unternehmen, die Wirksamkeit der Passivität des Analytikers durch den Wegfall äußerer Hemmungen zu erklären. Im oben berichteten Experiment wirkt der Versuchsleiter als „Gegenhemmung" *(disinhibition)*. Doch ist jede Erklärung ungenügend, welche die emotionale Beziehung zwischen Hund und Versuchsleiter vernachlässigt. Ich kann wirklich nicht glauben, daß die passive Haltung des Analytikers ein Spiegelbild des klassischen Experimentes über den bedingten Reflex sei.

Die Neurosen bei Hunden, die Pavlov beschreibt, sind sicherlich von recht primitiver Struktur; sie können durch Ruhe, Brompräparate und Kalzium geheilt werden; wenn es aber etwas gibt, wodurch eine menschliche Neurose nicht geheilt werden kann, so sind es Ruhe, Brompräparate und Kalzium.

Pavlov unterscheidet schließlich drei Typen von Hunden: den erregbaren Typ, der leicht bedingte Reflexe bildet, dem jedoch die Differenzierung der Reize Schwierigkeiten bereitet; den Hemmungstypus, bei welchem sich leicht

4) Vgl. auch diese Zeitschrift, dieses Heft, S. 44 ff. (Anm. d. Red.).

Hemmungen einstellen, welche die bedingten Reflexe unterdrücken; und einen intermediären Typus, der nach keiner der beiden Richtungen hin abweicht. Der persönliche Faktor an den Hunden macht die Voraussage ihrer Reaktionen aber vielfach unmöglich. Pavlov begegnet hier denselben Schwierigkeiten, die auf jedem psychologischen Gebiet anzutreffen sind.

Die von Ebbinghaus veröffentlichten Lernkurven, die Studien Ranschburgs über Hemmung und Summierung ähnlicher Reize haben an menschlichen Versuchspersonen zu Resultaten hingeführt, die den an Tieren gewonnenen Resultaten Pavlovs sehr ähnlich sind. In den Experimenten dieser Autoren ist die Möglichkeit der Voraussage mindestens ebenso groß wie bei denen Pavlovs. Aber auch auf diesem Gebiet der Psychologie, das besser als alle andern mechanisiert zu sein scheint, genügen die mechanischen Assoziationsgesetze, wie besonders Poppelreuter hervorgehoben hat, nicht für eine Erklärung. Auch auf diesem Gebiet finden wir Strukturen, Gestalten, die nicht bloß Summen, sondern in ihrer Fügung definitive Ganzheiten sind.

Pavlov spricht von Freiheitsreflexen und Sklavereireflexen. Diese sind aber wiederum Haltungen der Gesamtpersönlichkeit der Hunde. Wenn man diese nun Reflexe nennt, vernachlässigt man wiederum die Tatsache, daß hier verschiedene Organisationsstufen vorliegen. Wenn man alle Tätigkeiten aller Stufen Reflexe nennt, verliert der Ausdruck Reflex jede spezifische Bedeutung.

Pavlov verlangt vom Hunde allerdings nur eine einfache Äußerung: die Speicheltropfen. „Der Nahrungsreflex“ besteht aber aus vielerlei anderem, vor allem aus Gesamtreaktionen des Systems der willkürlichen Muskeln. Der Hund sucht das Futter zu erlangen und seine Haltung ändert sich. Man muß einem Hunde, der sein Fressen verschlingt, nur zusehen, um zu wissen, daß dieser Vorgang den ganzen Organismus angeht. Bei Experimenten werden große Teile des „Nahrungsreflexes“ unterdrückt, da sie zur Situation, in welche der Hund gezwängt wird, nicht passen. Wenn wir Tropfen zählen, messen wir nur einen Teil des ganzen Vorgangs und erhalten so einen recht unvollständigen Maßstab für die totale Situation.

Auch auf Pavlovs Schlaftheorie wollen wir unsere psychologischen Betrachtungen ausdehnen. Der Hund wird in die leere Umgebung des leeren Laboratoriums eingeschlossen und die Verzögerung dessen, was durch das Setzen der Bedingung versprochen wurde, nimmt ihm das letzte Interesse an der Außenwelt. Was kann der Hund anderes tun als einschlafen? Ischlondsky bemerkt richtig, daß wiederholte monotone Reize ebenfalls Schlaf hervorrufen. Wir sind hier auf vertrautem Grunde. Man spricht wohl besser über die psychologische Seite als über die Ausbreitung einer Hemmung, deren Existenz nicht zu erweisen ist.

Die objektiven Resultate, die Pavlov am Schlafbeginn feststellte, sind sicherlich beachtenswert.

„In vielen Fällen konnte beobachtet werden, daß in gewissen Phasen von Schläfrigkeit bei Hunden eine Umkehrung der Tatsachen der bedingten Reize Platz griff. Die positiven Reize verloren ihre Wirkung, die negativen jedoch wurden positiv (Experimente von A. A. Shishlo). Im Lichte dieser Erkenntnis werden wir die häufig vorkommende Tatsache verstehen, daß beim schläfrigen Tiere offenbar eine Speichelabsonderung eintritt, die im Wachzustand nicht anzutreffen ist."

... Die Erklärung dafür besteht darin, daß bei Beginn der Ausarbeitung der bedingten Reflexe... viele zusätzliche Reize... bedingungsweise mit dem Nahrungszentrum in Berührung kommen; später aber werden diese zusätzlichen Reize gehemmt... in der Schläfrigkeit leben die gehemmten Agenzien, wie wir anzunehmen geneigt sind, zeitweise wieder zu ihrer ursprünglichen Aktivität auf." (Lectures, S. 345.)

In der Schläfrigkeit kann der bedingte Speichelreflex verschwinden und der motorische Reflex normal bleiben. Auf späteren Stufen kann der bedingte Speichelreflex wiederkehren und der motorische Reflex aussetzen, der Hund kann sich sogar von der Nahrung abwenden und sich deren Eingeben mit Gewalt widersetzen. Offenbar behält der Organismus die totale Reaktion nicht bei, nachdem sie zu oft vergeblich hervorgerufen wurde, wenn die Schläfrigkeit das Interesse an der Außenwelt herabsetzt.

Pavlov spricht sehr oft von schwachen und starken Reizen. Es entscheidet doch nur das Resultat, welche Reize als schwach und welche als stark bezeichnet werden. Wir haben es hier mit interessanten Beobachtungen zu tun; da es aber unmöglich ist, den zugrunde liegenden physiologischen Mechanismus zu determinieren, müssen wir uns mit den psychologischen Tatsachen zufrieden geben.

Man könnte sich wohl fragen, ob Pavlovs Experimente nach Exstirpation von Teilen der Hirnrinde nicht ein genügender Beweis dafür sind, daß wir es mit ausgesprochen physiologischen Mechanismen zu tun haben. Pavlov entfernte den Hinterhauptslappen eines Hundes. Es konnten bedingte Reflexe für Lichtintensitäten ausgearbeitet werden, nicht aber für beleuchtete Objekte. Ebenso konnten bedingte Reflexe für einen einzelnen Ton erreicht werden. Der Hund reagierte jedoch in derselben Weise, gleichgültig, ob die Töne in aufsteigender oder absteigender Reihenfolge dargeboten wurden. Es ist nicht möglich, mittels der Methode der bedingten Reflexe symmetrische Punkte der Haut zu differenzieren. Wenn das Corpus callosum durchschnitten wird, kann ein bedingter Reflex nur durch mechanische Reizung derselben Seite erreicht werden, nicht aber durch mechanische Reizung der symmetrischen Seite.

Ich bezweifle diese experimentellen Ergebnisse nicht. Es paßt jedoch nicht zu Pavlovs Theorien, wenn in Bykovs und Speranskys Experimenten

(Ischlondsky, Bd. 1, S. 204), bei welchen der rückwärtige Teil der Hirnrinde exstirpiert wurde, das Tier einen einzelnen Ton wohl differenzieren kann, aber nicht imstande ist, komplizierte Tonkombinationen zu unterscheiden. Es ist hier mehr als „Irradiation" am Werke.

Es hat natürlich niemand das Recht, die Abhängigkeit der psychologischen Prozesse von denen der Gehirnrinde zu bezweifeln. Was ich jedoch bezweifle, sind die Formulierungen, betreffend Erregung, Hemmung und Ausstrahlung. Die interessanten Durchschneidungsexperimente des Corpus callosum können vom psychologischen Gesichtspunkt aus auf folgende Weise erklärt werden: Das Wissen um den eigenen Körper muß in einem gradweisen Prozeß aufgebaut werden. In diesem Prozeß muß das Wissen von den beiden Seiten des Körpers dauernd koordiniert werden. Der Prozeß der Koordination wird durch die Durchschneidung des Corpus callosum gestört. Ich glaube jedoch nicht, daß wir es dabei lediglich mit symmetrischen Verbindungen erregter Punkte zu tun haben.

Eine richtige Psychologie muß notwendig zu denselben Resultaten führen wie eine richtige Physiologie. Es ist unzulässig, Physiologie und Psychologie gegeneinander auszuspielen. Falls sich ein Widerspruch zwischen Psychologie und Physiologie ergibt, haben wir zu fragen, wo der Irrtum liegt. Sowohl in der Psychologie wie in der Physiologie beobachten wir Vorgänge und fragen nach deren konstanter Verbindung und Folge. Wenn wir psychische Erfahrungen beschreiben, gebrauchen wir Worte; diese Worte beziehen sich aber auf bestimmte Gegebenheiten, die sie anzeigen. Worte sind nicht weniger objektiv als Speicheltropfen. Wir haben die Wahl. Wir müssen entweder die Anschauung von der Persönlichkeit als ein Ganzes und von Ganzheiten und Konfigurationen im allgemeinen aufgeben oder die Theorie Pavlovs über das Mosaik von Erregung und Hemmung. Wir können nicht beide Anschauungen beibehalten. Die Ergebnisse aus Pavlovs Experimenten sind wertvoll und interessant. Seine Physiologie jedoch ist eine Pseudophysiologie, eine populäre Mosaikpsychologie, die sich einer physiologischen Terminologie bedient. Die moderne Physiologie hat gezeigt, daß in Lagereflexen und motorischen Haltungen die Totalität der motorischen Haltungsimpulse von großer Bedeutung ist (Magnus, Goldstein, Hoff und Schilder). Wir haben kein Recht anzunehmen, daß die Neurophysiologie der Gehirnrinde etwas anderes oder etwas einfacheres sei. Ich bin für eine Psychologie und Neurologie der Gesamtpersönlichkeit und gegen eine Psychophysiologie, welche die Tätigkeit der Gehirnrinde als ein Mosaik von Erregung und Hemmung betrachtet.

Aus einem Gefühl der Unsicherheit heraus waren Psychologen und auch Psychoanalytiker nur allzufroh, experimentelle Beweise in Versuchen mit Tieren zu finden. Wenn sie richtig beobachten, und ich hoffe, daß sie das tun,

dann bedürfen sie keiner Beweise aus einem anderen Gebiet. Sie werden jede Erfahrung auf einem neuen Gebiet, soweit sie den Bereich der Psychophysiologie erweitert, dankbar begrüßen. Sie sollten dagegen das Gefühl nicht aufkommen lassen, daß ihre Beobachtungen solcher Bestätigungen bedürfe. Die Forschung an Tierversuchen kann selbstverständlich ihrer Resultate versichert sein und bedarf keiner Bestätigung von psychologischer Seite. Wenn aber mittels Tierexperimenten versucht wird, in das Gebiet der höheren Nerventätigkeiten und des tierischen Verhaltens einzudringen, dann sollte man nicht vergessen, daß deren Ergebnisse nur dann Anspruch auf Geltung haben können, wenn sie nicht im Widerspruch zu gesicherten Ergebnissen der Psychologie stehen. Psychologische Einsicht wird keineswegs objektive Forschung beeinträchtigen, sondern zu derem tieferen Verständnis verhelfen.

Bibliographie:

Bechterew, W.: Reflexologie des Menschen. Leipzig und Wien. Franz Deuticke. 1926.

Beritoff, J.: Über die individuell erworbene Tätigkeit des Zentralnervensystems. Journal für Psychologie u. Neurologie, Bd. 27, 1933, S. 113—335.

Bykof, K., and Speransky, A.: Zentralbl. f. d. ges. Neurol. us Psych., Bd. 39, 1925.

French, T. M.: Interrelations between Psychoanalysis and the Experimental Work of Pavlov. American Journal of Psychiatry, Bd. 12, 1933, S. 1165—1205.

Garvey, C. R.: A Study of Conditioned Respiratory Changes. Journal of Experimental Psychology, Bd. XVI, S. 472—503.

Hudgins, C. V.: Conditioning and the Voluntary Control of the Pupillary Light Reflex. The Journal of General Psychology, Bd. 8, S. 3—51.

Hull, C. L.: A Functional Interpretation of the Conditioned Reflex. Psychological Review, Bd. 36, No. 6, 1929, S. 498—511.

Ischlondsky, N. E.: Neuropsyche und Hirnrinde. Bd. I. Der bedingte Reflex.

Ders.: Neuropsyche und Hirnrinde. Band II. Physiologische Grundlagen der Tiefenpsychologie. Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien. 1930.

Klüver, H.: Behavior Mechanismus in Monkeys. University of Chicago Press. 1933.

Kubie, L. S.: Die Beziehung des bedingten Reflexes zur psychoanalytischen Technik. Vouläufige Mitteleiung. Int. Zeitschr. f. Psa., XIX, 1933, S. 213 f.

Lenz, A.: Les Reflets conditionels complexes et leur études dans les alienés. (Bei Beritoff zitiert.)

Luria: Die moderne russische Physiologie und die Psychoanalyse. Int. Zeit. für Phys. Bd. 12, 1929.

Pavlov, I. P.: Conditioned Reflexes. Oxford University Press. 1927.

Pavlov, I. P.: Lectures on Conditioned Reflexes. International Publishers. 1928.

Pavlov, I. P.: Letter to the editor. Journal oft the American Medical Association, Bd. 99, 1932, Teil I, S. 1012 f.

Ranschburg, P.: Reflexologie und Psychologie. Poznan. 1932.

Schilder, P.: Über Gedankenentwicklung. Zeitschrift f. d. gesamte Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 59, 1920.

Schilder, P.: Medizinische Psychologie. Springer. Wien 1924.

Schilder, P.: Conditioned Reflexes. Archives for Neurology and Psychiatry. Bd. 22, 1929, S. 425—444.

Schilder, P., und Hoff, H.: Die Lagereflexe des Menschen. Springer, Wien 1927.

Shipley, W. C.: An Apparent Transfer of Conditioning. The Journal of General Psychology, 1933, Bd. 8, S. 382—391.

Ätiologie und Verlauf der Massenpsychosen

Mit einem soziologischen Anhang: Über die geschichtliche Situation der Gegenwart[1]

Von

Robert Wälder

Wien

Wenn der Autor um die Nachsicht des Lesers wirbt ob der Inhomogeneität der folgenden Arbeit, insbesondere ihrer beiden Teile, des Hauptstücks und des Anhangs, die nur an einer Verwachsungsstelle lose zusammenhängen, so sei ihm gestattet, auf die Komplexität seines Gegenstandes zu verweisen. Das Problem des Krieges und seiner Verhütung, zu dem dieser Aufsatz beitragen will, hat so viele Seiten, daß die Beschränkung der Untersuchung auf die Beiträge, die ein Wissensgebiet zur Verfügung stellt, auf Kosten der Sache ginge.

I. Krieg und Massenpsychose

Wenn wir an dieser Stelle dem Problem der Massenpsychose nähertreten, so geschieht es nicht in rein theoretischer Absicht, um dieses Gebiet, das schon so oft und von den bedeutendsten Gelehrten zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wurde, in seiner Gesamtheit zu untersuchen. Es geschieht vielmehr wesentlich unter dem praktischen Gesichtspunkt, die Entstehung und den Verlauf der Massenpsychose insofern einer Untersuchung zu unterziehen, als Massenbewegungen, welche man im Sinn der Psychologie und Psychopathologie der Massenerscheinungen als Massenpsychosen bezeichnen mag, für die Entstehung eines Krieges und für die Entstehung oder Erhaltung der leidenschaftlichen kriegerischen Volksstimmung beitragen. Wir haben also nicht das Ganze aller Erscheinungen, die man Massenpsychosen nennt, an dieser Stelle zu untersuchen; was wir aber dabei gewinnen können, ist auch lange nicht das Ganze einer Psychologie des Krieges oder der zum Kriege bereiten Menschen. Es gibt eine große Zahl von Motiven, aus denen sich Führer oder sonst die maßgebenden Kräfte in einem Volk zum Kriege entschließen können, und eine große Zahl von Motiven, die die Völker bestimmen mögen, ihnen auf diesem Wege zu folgen. Massenpsychosen sind nur ein Teil dieser Motive, doch vielleicht

1) Die nachfolgenden zwei Beiträge zu den Problemen von Krieg und Frieden sind in französischer Sprache — übersetzt von Anne Berman unter der Leitung der Prinzessin Marie Bonaparte — in den Publikationen des Völkerbundsinstituts für geistige Zusammenarbeit (Institut International de Coopération Intellectuelle), Coll. Correspondance, Vol. III.: „L'Esprit, L'Ethique et la Guerre", im Herbst 1934 erschienen. Der Wiederabdruck in deutscher Sprache erfolgt mit Genehmigung des Institut International de Coopération Intellectuelle.

einer der gefährlichsten. Wenn wir den Historikern Glauben schenken, welche uns versichern, Julius Cäsar habe die Unterwerfung Galliens unternommen in der klaren Erkenntnis, daß die antike Zivilisation nur gerettet werden könne, wenn der Völkerwanderung, die schon im Gange gewesen sei, ein mächtiges Halt geboten werde und dem Römerreich in Gallien ein verteidigungsfähiges Glacis geschaffen werde, und wenn ihm seine Soldaten in eiserner römischer Disziplin oder aus Liebe zum Führer gefolgt sind, so hat, wie es scheint, die Massenpsychose keinen Anteil an der Entstehung des Gallischen Krieges. In anderen Fällen aber mag die Sache anders liegen und die Gefährlichkeit und die Unheimlichkeit dieser Gruppe von Motiven, die in der Massenpsychose liegen, rechtfertigt alle Bemühungen, diese Phänomene, ihre Bedingungen und ihren Verlauf wissenschaftlich zu erfassen; man darf sich der Hoffnung hingeben, daß hier wie sonst mit dem Wachsen der Erkenntnis auch unsere prophylaktische oder therapeutische Potenz zunehmen wird. Vielleicht wird es sich hier auf diesem Gebiet angewandter Sozialpsychologie ebenso verhalten wie auf medizinischem; es werden nicht die einfachen und wirksamen Mittel gefunden, die die unerwünschte Lebenserscheinung für immer aus unserem Dasein bannen, nicht die Sterilisatio magna, die etwa den Pionieren der Chemotherapie vorschwebte, aber doch neue Waffen im Kampf gegen das Übel geschaffen, die eine wirksamere Bekämpfung gestatten als zuvor.

II. Der Begriff der Massenpsychose

Schon im Begriff der Massenpsychose liegt eine seltsame Schwierigkeit. Die beiden Teile, aus denen dieser Terminus zusammengesetzt ist, scheinen sich zu widersprechen, ja einander gegenseitig auszuschließen. Bei den meisten Psychosen haben wir es mit Zuständen zu tun, in denen der Kranke aus der Gemeinschaft der Menschen austritt und an ihrem Erleben, Wahrnehmen und Denken ganz oder teilweise keinen Anteil mehr hat. Psychotisch ist ein Mensch, zu dem die anderen, die Gesunden nicht mehr in einen lebendigen, wechselseitigen Kontakt treten können, in dem sonst das Zusammenleben der Menschen vor sich geht. Dieses Phänomen der Kontaktstörung des Geisteskranken ist in dem Maße konstitutiv für den Begriff der Geisteskrankheit, daß die Psychiater oft in zweifelhaften Fällen, in denen man schwanken mag, ob ein Kranker schon als wirklich geisteskrank oder noch als neurotisch zu bezeichnen sei, das unheimliche Gefühl, welches sie selbst bei der Berührung mit dem Kranken überkommt, als Kriterium für die Entscheidung ansehen. Die amerikanischen Psychiater haben eine Redewendung in der lässigen Berufssprache des Alltags; sie sagen von einem Fall, er „fühle" sich schizophren an. Wenn so die Störung des Kontaktes mit den anderen Menschen und die Isolierung aus der Gemeinschaft die Geisteskrankheit charakterisiert, wie kann

eine Masse psychotisch sein, in der ja jeder einzelne, der von der sogenannten Massenpsychose erfaßt ist, dadurch den Weg zu den anderen nicht verliert, sondern inmitten der Gemeinschaft bleibt, ja vielleicht sogar in dem rauschartigen Zustand der sogenannten Massenpsychose noch inniger und fester an eine Gemeinschaft gebunden wird als sonst? Wir sehen, daß man von der Psychose einer Masse nur in uneigentlichem Sinn sprechen kann. Die Menschen, die an einer Massenpsychose teilhaben, sind nicht psychotisch im Sinn der Psychiatrie. Jeder einzelne von ihnen ist psychisch normal, soweit man von psychischer Normalität bei einer großen Zahl von Menschen überhaupt sprechen kann. Sie sind auch als einzelne zugänglich und kontaktfähig und benehmen sich außerhalb des Systems, das in der Massenpsychose herrscht, nicht anders als sonst normale Menschen. In bezug auf die Gedanken, welche die Massenpsychose ausmachen, sind sie freilich logischen Überlegungen so wenig zugänglich und die Ideen selbst so unkorrigierbar, wie das bei den Wahngebilden wirklicher Psychosen der Fall ist. Aber zum Unterschied von diesen braucht die Massenpsychose nicht dauernd zu sein. Sie faßt einen Menschen in der Regel nicht für sein ganzes Leben, sondern nur für eine gewisse Spanne Zeit und die Tatsache, daß ein Mensch einmal an die wahnhaften Ideen einer Massenpsychose geglaubt hat, gestattet keinerlei Prognose über seine persönliche Entwicklung in der Zukunft, während bekanntlich jede wirkliche, d. h. individuelle Psychose so manche Prognose für die Entwicklung des Individuums zuläßt. Es sind also die von einer Massenpsychose erfaßten Menschen als Individuen im psychiatrisch-klinischen Sinn des Wortes gesund. Ja mehr als das: es ergibt sich die paradoxe Tatsache, daß nur die Gesunden für eine Massenpsychose empfänglich sind, denn sie sind ja die Menschen, welche leicht Kontakt mit anderen gewinnen, sie stellen den sozialen Typ dar und pflegen sich nicht abzusondern und zu isolieren. Die wirklich Geisteskranken hingegen, die in sich leben, abgesondert von der Welt in ihrem eigenen „Narzißmus", wie man in der Psychoanalyse sagt, werden hingegen kaum von einer Massenpsychose erfaßt werden. Sie haben ihre eigene private Scheinwelt und werden sie nur sehr selten aufgeben, um sich mit der gemeinsamen Scheinwelt zufriedenzugeben, die sich der soziale Mensch in der Masse baut.

Freilich finden wir in der Masse in geringerer Zahl auch jene an der Grenze der Psychose Stehenden, die nicht vollends geisteskrank sind und die in der Massenpsychose ihre letzte Zuflucht vor dem völligen Versinken in die individuelle Psychose suchen.

III. Die Induktion von Psychosen

Die Psychiatrie kennt seit langem die Phänomene der sogenannten induzierten Psychosen. Wenn in einem einsamen Dorf ein Messias oder Weltver-

besserer aufsteht, ein Mensch, der selbst ein Geisteskranker ist und ein Wahngebilde entwickelt hat, wie man die Welt erlösen könnte oder welcher Art organisierter Verfolgung er oder eine Gruppe von Menschen ausgesetzt sind, so geschieht es oft, daß das ganze Dorf von dem Glauben dieses einen Kranken infiziert wird. Sie alle glauben dann eine Zeitlang wirklich an die Wahnideen des Paranoikers und sind doch alle gesund. Wird der echte Paranoiker aus ihrer Mitte entfernt, so kehrt die normale Geistes- und Gemütsverfassung bei ihnen rasch zurück. Es ist ein interessantes psychologisches Phänomen, daß Geisteskranke, besonders wenn sie starke Persönlichkeiten sind — und das ist nicht ganz selten der Fall — oft einen starken Einfluß auf Gesunde ausüben. Es ist nur dadurch zu erklären, daß der narzißtische Mensch, der sich abgesondert hat und sich in der Liebe zu sich selbst genügt, einen so starken Zauber ausübt auf uns andere, die wir ständig so abhängig von anderen Menschen, ihrer Liebe und Wertschätzung sind und die wir in diesem selbst genügsamen Narzißmus ein längst verlorenes Paradies der eigenen Kindheit ahnen, ehe noch eine harte Not unsere Ich-Genügsamkeit bezwungen hat. So wird der Mensch, der nichts mehr liebt als nur sich, selbst leicht zum Liebesobjekt für den anderen, und der Mensch, der keinen Richter mehr anerkennt über sein Handeln, leicht zum Richter über das Handeln der anderen.

IV. Die Bedingungen der Enthemmung

Das wichtigste Phänomen innerhalb jener Massenpsychosen, welche vielleicht manchmal am Ausbruch eines Krieges beteiligt sind oder seine Durchführung oder Verschärfung ermöglichen, ist die Enthemmung des Trieblebens, d. h. vornehmlich des menschlichen Aggressionstriebes. Die Psychoanalyse ist aus ihren Untersuchungen am einzelnen Menschen zu der Theorie gekommen, daß aggressive Regungen, ein Drang zum Zerstören und Vernichten dem menschlichen Seelenleben überhaupt eigen ist und jenem anderen Trieb, den man im allgemeinsten Sinn als Eros oder Liebe bezeichnen kann, dem Streben nach Erhaltung des Lebens oder Schaffung immer höher organisierter Gebilde gegenübersteht. Die philosophische Lehre des Empedokles, daß Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung das Weltgetriebe bewegen, hat in der Psychoanalyse durch zwingende empirische Beobachtungen ihre Auferstehung gefunden. Im Normalfall jedoch sind die aggressiven Regungen des Menschen nicht isoliert da und wirken sich nicht in einer wirklichen Zerstörung der Außenwelt aus. Es ist die große Leistung des Eros, daß er es vermag, Mischungen mit dem Aggressionstrieb einzugehen, so daß dieser in einer Form zur Auswirkung kommt, die nicht mehr gefährlich ist. Die höchste Steigerung dieser Verharmlosung oder Neutralisierung des Aggressionstriebes ist in der echten Liebe zwischen Mann und Weib erreicht. Indem sich der aggressive Bestandteil darauf

beschränkt, die Bemächtigung des Partners zu leisten, ist er hier so umhüllt von erotischem Geschehen, daß er als Aggression nicht mehr in Erscheinung tritt.

Andere Anteile des Aggressionstriebes sind für gewöhnlich gehemmt und es ist ein gutes Stück der Aufgaben der Erziehung, diese Hemmung zustande zu bringen. In seiner reinen und nackten Form taucht der Aggressionstrieb nur in gewissen Grenzzuständen menschlicher Existenz hervor, manchmal beim Verbrechen und noch häufiger in gewissen Geisteskrankheiten, bei denen etwa anfallsartige Erscheinungen wie eine Raserei nackter Zerstörung imponieren.

Bei der Massenpsychose wird nun ein Stück dieses Aggressionstriebes bei einer großen Zahl von Menschen, die weder geisteskrank noch verbrecherisch sind, die jeder für sich normal sind und sittlich empfinden, enthemmt und gegen den jeweiligen Feind gerichtet. Da nun die Hemmung des Aggressionstriebes das Produkt der Kulturentwicklung seit Tausenden von Generationen ist und vielleicht ihre nachhaltigste Leistung, so entsteht das Problem, wie eine solche Enthemmung möglich ist und wie es geschehen kann, daß das Gewissen der Menschen, das in diesen Jahrtausenden erworben und von jedem Individuum in seiner Kindheit neu aufgebaut wurde, sie ihnen gestatte. Es sind im wesentlichen zwei Mechanismen, die zu diesem Resultat zusammenwirken. Der eine gehört notwendig zu jeder Massensituation, der andere wurde in den Fällen, in denen wir praktisch in der Geschichte auf solche Erscheinungen treffen, durch eine ganz bestimmte Idee erzeugt.

Zu jeder Massensituation gehört ein Abbau des individuellen Gewissens jedes einzelnen, an dessen Stelle das Wort eines Führers tritt. Die Psychoanalyse spricht von einer Dreiteilung oder dreifachen Schichtung der menschlichen Persönlichkeit: vom Es, Ich und Über-Ich. Wir nennen Es das menschliche Triebleben, das im Biologischen wurzelt und das darin seine Quelle hat, daß die menschliche Seele notwendigerweise in einem Körper beheimatet ist. Die Engel, von denen die scholastische Philosophie sagt, daß sie körperlos seien, haben auch kein Triebleben. Wir nennen Ich den organisierten Anteil der menschlichen Persönlichkeit, das Stück psychischer Organisationen, das unter dem Einfluß der Außenwelt entstanden ist. Zum Ich gehört die Wahrnehmung und Beurteilung der Außenwelt, die Fähigkeit, nicht nur aus dem Moment heraus zu handeln, sondern die Zukunft zu antizipieren, und das Denken überhaupt. Das Über-Ich wiederum umfaßt Impulse, die ähnlich gleichsam von außen auf unser Ich einwirken, wie die Impulse des Es, die aber nicht triebhafter, sondern moralischer Natur sind. Sein Kernstück ist das Gewissen mit all den Anforderungen, die wir an uns selbst stellen, und es ist darüber hinaus jene Instanz, mit der der Mensch sich nochmals über sein Erleben stellt, sich betrachtet und kritisiert.

Freud hat nun in seinem im Jahre 1921 entstandenen Buch „Massenpsychologie und Ich-Analyse" eine erste Theorie der Massenerscheinungen gegeben, die sich seither an vielen praktischen Problemen vorzüglich bewährt hat. Er zeigt, daß es nicht möglich ist, die Massenerscheinungen zu studieren, ohne in Betracht zu ziehen, daß zu der Masse der Führer gehört, der sie führt. Dieser Führer ist manchmal eine gleichzeitige Person aus Fleisch und Blut, ein andermal vielleicht eine Person, die einmal gelebt hat, oder die Vorstellung einer göttlichen Person oder, in der sublimsten Ausformung, eine Idee. Welches ist nun das Verhältnis der Glieder der Masse zu ihrem Führer und welches ist ihr Verhältnis untereinander? Es läßt sich zeigen, daß die weitaus meisten Massenerscheinungen durch eine einfache Theorie erklärt werden. Jedes einzelne Mitglied der Masse hat den Führer an die Stelle seines Über-Ich gesetzt; an Stelle des eigenen Gewissens, das die Anforderungen an uns stellt und beurteilt, wann wir gut und wann wir schlecht gehandelt haben, tritt jetzt die Person der Außenwelt, die diese Urteile über uns fällt. Wir haben, wenn wir Glieder einer Masse sind, unser Gewissen auf eine Person der Außenwelt projiziert und diese Projektion ist ein um so weniger überraschender Vorgang, als das Gewissen ja seiner individuellen Entstehung nach von Personen der Außenwelt stammt; einstmals in unserer Kindheit waren es Vater und Mutter, die unser Handeln beurteilt haben, und erst durch die Introjektion dieser Personen wurde aus den äußeren kritisierenden Stimmen eine innere Stimme. Die Beziehung des einzelnen Gliedes einer Masse zum Führer ist also die, daß das individuelle Über-Ich ein Stück seiner Kraft an den Führer abgegeben hat.

Die Beziehung der Mitglieder der Masse untereinander beruht nun darauf, daß sie sich alle auf Grund dieses gemeinsamen Prozesses, der in jedem von ihnen vor sich gegangen ist, untereinander identifizieren, wie sich ganz allgemein Menschen auf Grund irgendeiner Gemeinsamkeit untereinander zu identifizieren pflegen. Die Beziehung des Menschen in der Masse zum Führer wird sehr ähnlich einer Situation, die sich nur zwischen zwei Menschen abspielt: der Beziehung des Hypnotisierten zum Hypnotiseur. Auch der Hypnotisierte tritt seine innere gebietende Stimme zu einem guten Teil an den Hypnotiseur ab. Wie sehr dieser Vergleich die entscheidenden Verhältnisse beleuchtet, ist aus jenem Phänomen zu ersehen, in dem Massensituation und Hypnose ineinander übergehen: der Situation der Massenhypnose, von der wir nicht mehr angeben können, ob wir sie besser zu den Erscheinungen der Hypnose oder zu denen der Masse zählen.

Nach diesem kleinen Exkurs in die Theorie der Masse überhaupt ist die Antwort auf die eingangs gestellte Frage leicht geworden. Die Enthemmung des Aggressionstriebes ist dadurch möglich geworden, daß der Mensch ein

Stück seines sonst wachsamen Gewissens abgebaut hat und an seiner Stelle einem Führer die Vollmacht gegeben hat, für ihn als Gewissensmacht zu entscheiden. Nicht mehr, was das eigene Gewissen erlaubt oder verbietet, ist gestattet oder verboten; vom Führer kommt die Norm des Handelns. Hat der Führer die Aggression gestattet, ja vielleicht sogar befohlen, so mag man sich mit bestem Gewissen der triebhaften Handlung hingeben. Die von den Moralmächten im Inneren des Menschen sonst so verpönte Triebhandlung ist damit gleichsam gottgefällig geworden.

Zu diesem generellen Mechanismus in jeder Masse kommt ein Stück Ideal dazu, das dem Menschen in der Masse geboten wird. Vielleicht wäre der Erfolg noch immer nicht durchschlagend, wenn man an sie herantreten und sie direkt zur Triebhandlung auffordern würde, etwa zum Töten des Feindes. Es muß zugleich ein Stück Ideal gegeben werden, damit die Menschen die Triebhandlung nicht mehr als solche empfinden, sondern als eine moralische Tat. Man sagt ihnen nicht, sie sollten ihre Aggression gegen Feinde schrankenlos entfalten, man fordert sie vielmehr auf, im Dienste eines erhabenen Ideals zu wirken. Dieses Ideal hat in der Geschichte verschiedene Namen gehabt; es hieß Gott, Treue, Vaterland, Zukunftsgesellschaft und manches andere noch. Immer aber ist es so, daß die Aggression ad majorem gloriam eines hohen Wertes entfesselt wird. Das Gewissen ist auf diese Weise beschwichtigt und die Menschen mögen die Befriedigung des sonst so mühsam niedergehaltenen Triebes zugleich mit der Freude über die Erfüllung eines Ideals genießen.

Da wir nun gesehen haben, wie wichtig der Aggressionstrieb für die von uns untersuchten Phänomene ist, sei uns ein Ausblick auf seine Schicksale in der menschlichen Kulturentwicklung gestattet.

V. Das Problem der Domestikationshöhe

Im Laufe der bisherigen Schicksale des Menschengeschlechtes, die man als Kulturentwicklung bezeichnet, ist es nun zu einer Einschränkung der menschlichen Triebe gekommen. Auf dem Gebiete der Sexualtriebe äußert sich dies darin, daß die sexuelle Entwicklung des Menschen gegenüber der seiner nächsten tierischen Verwandten und gegenüber der vermutlichen Entwicklung des Urmenschen in außerordentlichem Maße verzögert ist, daß die Triebe zur Erreichung ihres Zieles zu immer weiterreichenden Umwegen gezwungen werden und daß sie im wachsenden Maße mit Ersatzbefriedigungen vorlieb zu nehmen genötigt sind, die immer weiter abliegen vom ursprünglichen Triebziel; auch ist die Erreichung dieser Ersatzziele niemals eine restlose Befriedigung des Menschen, ein Stück einer Unrast verbleibt, das ihn immer neu vorwärts treibt. Auf dem Gebiete der Aggressionstriebe, die für die Zwecke unserer Untersuchung die relevanten sind, wirkte sich diese Entwicklung in

einer fortschreitenden Hemmung und Unterdrückung der destruktiven Kräfte des Menschen aus; ein Teil dieser Aggression, die durch die Kräfte der Außenwelt, welche sich zur Wehr setzt, in ihrer Entfaltung verhindert wurde, bildet, nach innen gewendet, in Form der strafenden Aggression gegen sich selbst einen Motor der Gewissensmacht. Freud hat dies als die Merkmale der Kulturentwicklung beschrieben; er nimmt an, daß diese Ergebnisse, die in jeder einzelnen Generation durch die Ananke, durch den harten Druck der Wirklichkeit immer erneut geleistet wurden, im Laufe von Jahrtausenden schließlich ins Organische abgesunken und Erbsubstanz geworden sind. Er vergleicht diesen Prozeß mit der Domestikation der Tiere; auch von ihr wissen wir, daß sie organische Veränderungen bei den Tieren hervorgerufen hat, daß etwa das Zentralnervensystem des Haushundes merkliche Unterschiede aufweist gegenüber dem seines wild lebenden Artgenossen.

Das Maß der Domestikation ist nun bei verschiedenen Menschen verschieden, verschieden bei verschiedenen Völkern und Kulturen. Der Zusammenstoß von Völkern und Menschengruppen verschiedener Domestikationshöhe scheint einer der wichtigsten Motoren der Geschichte zu sein. Über seinen Ausgang läßt sich nichts Sicheres sagen; in der Regel scheint auf die Dauer die biologisch starke, weniger domestizierte Gruppe zu siegen. Die Psychoanalyse hat uns nun damit vertraut gemacht, daß in dieser Domestikation auch eine hygienische Gefahr liegt, daß es einen Punkt gibt, in dem die Strenge und Grausamkeit des Gewissens die Gesundheit des Individuums gefährdet. Das ist dann der Fall, wenn zu viel Aggression nach innen gewendet wird, wenn das Gewissen überstreng wird und die Handlungsfähigkeit des Menschen lähmt; wir kennen die Melancholie als den pathologischen Grenzzustand dieses Phänomens der Überkultur des Gewissens.

Durch Jahrhunderte gilt die Erreichung der größtmöglichen Domestikation des Trieblebens als unbezweifelter Wert. Das gilt im besonderen Maße für die christliche Epoche des Abendlandes. Aber das meiste von dem, was wir als traditionelle Ideale kennen, wie Menschlichkeit, Rücksicht, Gerechtigkeit, fair play, ist ein Ideal maximaler Domestikation des Trieblebens, vor allem der Aggression. Dieser Wert war durch lange Zeit nie in Frage gestellt und ist es in einem Teil der Erde auch heute noch nicht. Doch ist heute da und dort auch eine andere Weltanschauung aufgetreten, die über dieses hohe Domestikationsniveau weniger günstig urteilt, eine Weltanschauung, die in den obgenannten Idealen eher Verfallserscheinungen der Menschheit sieht, eine Fürsorge für die Schwachen, die auf Kosten der Starken geht, und die geeignet ist, die biologischen Kräfte des animal *homo sapiens* zu schwächen. Von dieser Seite wird die ungebrochene Vitalität, die Kraft des Siegers, als Wert verkündet.

Stellt man diese Weltanschauungen einander gegenüber, so wird man nicht verkennen dürfen, daß jede im Dienste eines Wertes steht. Es ist sicher, daß die Einschränkung des Trieblebens dem menschlichen Zusammenleben dient, ja daß ein solches Zusammenleben insbesondere in der heutigen zahlreichen und dicht gewordenen Menschheit ohne die nachhaltigsten Triebeinschränkungen nicht möglich ist und zu Katastrophen führen würde; aber es ist ebenso richtig, daß die biologische Urkraft des Menschen dabei geschwächt wird oder selbst verloren geht; somit ist die Domestikation ein hoher Wert vom Standpunkt der Erhaltung des Lebens und eine Dekadenzerscheinung vom Standpunkt der Erhaltung der vitalen Kraft. Hier liegt eine Antinomie des menschlichen Daseins vor und es ist vielleicht nicht überflüssig darauf hinzuweisen, daß Freud sie schon vor langem in voller Klarheit gesehen hat: vor einem Vierteljahrhundert formulierte er das Ziel der Erziehung als Anpassung an die Realität bei möglichster Erhaltung der ursprünglichen Triebstärke. In diesem Doppelziel liegt die Erkenntnis begründet, daß die Anpassung an die Realität die Triebstärke gefährdet und die Erhaltung der Triebstärke die Realitätsanpassung.

VI. Die Beeinträchtigung der Realitätsprüfung

Was aber die Vorgänge bei Massenpsychosen denen bei echten klinischen Psychosen so ähnlich macht, ist die Beeinträchtigung und das teilweise Versagen der Realitätsfunktion oder der Realitätsprüfung, d. i. der Fähigkeit, einen Gedanken auf seinen realen Gehalt hin zu prüfen und sich durch Tatsachen korrigieren zu lassen. Auch jene Geisteskrankheit, welche Wahnsysteme kombinatorischen Charakters entwickelt, die Paranoia, ist nicht einfach dadurch gekennzeichnet, daß die Kranken falsche Urteile glauben, sondern daß diese falschen Urteile durch keine Tatsachen korrigierbar sind; die Unkorrigierbarkeit scheidet den Wahn vom bloßen Irrtum.

Daß auch für Massenpsychosen eine Beeinträchtigung der Realitätsprüfung charakteristisch ist, kann an allen empirischen Beispielen solcher Bewegungen gezeigt werden. Man denke etwa an den Hexenwahn in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit oder an die Kinderkreuzzüge, bei denen verantwortliche Personen nicht gedacht hatten, daß die Kinder unweigerlich zugrunde gehen müßten, und manches andere Beispiel auch aus späterer Zeit. Bei jenen Massenpsychosen, die wir hier im Auge haben, im Krieg, bilden sich etwa Vorstellungen über den Feind, die manchmal ebenfalls wahnhaft sind und so wie Wahnideen eine Weile unkorrigierbar bleiben. Erst die Störung der Realitätsprüfung macht die Massenpsychose der wirklichen Geisteskrankheit ähnlich und rechtfertigt ihren Namen. Die psychologischen Ursachen für die partielle Beeinträchtigung der Realitätsprüfung scheinen im wesentlichen zwei zu sein.

A. Die Führersituation.

Die Wahl eines Führers an die Stelle des eigenen Über-Ichs, bzw. die Übertragung eines guten Teiles der Über-Ich-Funktion an eine Person der Außenwelt, in der wir früher das wichtigste Merkmal jeder Massensituation erkannt haben, hat außer den früher besprochenen Wirkungen, die zur Enthemmung des Trieblebens führen, noch andere Folgen. Das Über-Ich ist, wie wir schon früher erwähnt haben, nicht nur das menschliche Gewissen; das Gewissen ist eine, aber nicht die einzige seiner Funktionen. Zum Über-Ich gehört nicht nur die Kritik, sondern auch das liebevolle Herabsehen zu sich selbst, wie es etwa im Humor oder, um ein kleines aggressiver, in der Selbstironie in Erscheinung tritt, gehört alles, wodurch der Mensch sich über sich selbst stellt, seinen eigenen Standort objektiviert oder ausschaltet. Auf das Über-Ich ist zurückzuführen, was Philosophen die Transzendenz des menschlichen Lebens über die rein biologische Situation genannt haben. Zu ihm gehört damit auch die Selbstbeobachtung. Nicht nur kritisch und strafend oder liebevoll tröstlich, auch emotionell neutral sieht der Mensch von seinem Über-Ich her auf seine Person. Diese Funktion des Über-Ichs, die Selbstbeobachtung, leistet aber mit der Erfassung der Vorgänge im Innern auch einen Beitrag für die Unterscheidung von Innen- und Außenwelt, von Phantasie und Realität, die in Geisteszuständen primitiver Kulturen, im magisch-mythischen Denken wie in frühen Zeiten der Kindheit noch manchmal ineinander übergehen. Wenn die Selbstbeobachtung mich lehrt, daß eine Phantasie zu mir gehört, werde ich geneigt sein, sie von Vorgängen der Außenwelt zu unterscheiden. Die Intaktheit der Funktion des Über-Ichs ist daher auch für das korrekte Funktionieren der Realitätsprüfung notwendig.

Die allmähliche Überwindung der mythisch-magischen Denkweise mit ihrer Einsfühlung von Mensch und Kosmos durch das Wachsen des Über-Ichs sei an einem Beispiel gezeigt. Die ältesten ägyptischen Totenbücher machen das Fortleben des Menschen nach dem Tod von dem Schicksal seines Abbildes, seiner Statue abhängig, die möglichst pfleglich behandelt werden soll. Das ist eine ganz magische Konzeption, in ihr wird noch dem Bild, dem psychischen Produkt, die Macht des Eingriffes in den Weltverlauf zugeschrieben. In den späteren Auflagen der ägyptischen Totenbücher weicht diese magische Theorie einer ethischen; das Schicksal der Toten erscheint abhängig von dem Spruch, den der Totenrichter auf Grund ihrer Verdienste und Verfehlungen über sie fällt. Damit ist die Welt des Zaubers überwunden. Das Wachsen des Über-Ichs, das Steigen des Gewissensdruckes, das aus diesem Beispiel ersichtlich ist, hat noch eine Leistung vollbracht: Durch wachsende Selbstbeobachtung ist die Scheidungslinie zwischen Ich und Nicht-Ich gezogen worden und die Realitätsprüfung aus dem mythischen Traum gehoben worden.

Ist so die Über-Ich-Funktion eine Bedingung für den korrekten Ablauf der Realitätsprüfung, so wird jede Veränderung in der Über-Ich-Funktion und das Nachlassen ihrer Stärke auf die Realitätsprüfung zurückwirken. In der Massensituation ist aber ein Teil dieses Über-Ichs gleichsam ausgeschaltet. Das Individuum hat es einer außenweltlichen Macht abgetreten. Damit verfällt auch die Realitätsprüfung notwendigerweise Störungen innerhalb jenes Bereiches, in dem die Über-Ich-Funktion ausgeschaltet oder ein Teil des Über-Ichs projiziert wurde.

B. Eros und Aggression in intensiven partikulären Gemeinschaften

Hiezu kommt als zweiter wichtiger Faktor die Verteilung von Eros und Aggression in einer geschlossenen Masse. Diese beiden Grundtriebe des menschlichen Seelenlebens sind im normalen Zustand diffus verteilt. Jeder Mensch hat Beziehungen zu einer großen Zahl von Menschen und hat, vielleicht vom allerengsten Kreise abgesehen, zu jedem dieser Menschen teils freundliche, teils feindliche Beziehungen. Der andere erscheint hier als Weggenosse, insoferne er im gleichen Berufe steht, und als Gegner vielleicht in sportlicher Betätigung; ist vielleicht Freund, insoferne er der gleichen Glaubensgemeinschaft angehört, und Gegner, insoferne man etwa mit ihm im Wettbewerb des Lebenskampfes steht. Jeder einzelne Mensch gehört in Gemeinschaften, welche nicht vollkommen einheitlich durchorganisiert sind, mehreren Gemeinschaften an, dem Freundeskreis, politischen, nationalen, religiösen, beruflichen, künstlerischen und manchen anderen Gemeinschaften; der andere gehört einer dieser Gruppen an und ist insoferne Freund, gehört dann einer anderen nicht an und ist insoferne Gegner. Psychologisch ausgedrückt kann gesagt werden, daß die Beziehung zu jedem einzelnen anderen Menschen mit Ausnahme des allerengsten Kreises eine mehr oder weniger ambivalente ist und Eros und Aggression im größeren oder geringeren Anteil gegenüber jeder einzelnen fremden Person mitsprechen.

Anders wird nun die Situation, wenn sich nun eine partikuläre Gemeinschaft von starker Intensität des Gemeinschaftslebens und der Bindungen bildet.

Dann gilt alle Liebe den Mitgliedern dieser Gemeinschaft, alle Ablehnung oder vielleicht Haß denen, die der Gemeinschaft nicht angehören, den Fremden, den Barbaren. In diesem Fall ist eine totale Spaltung von Eros und Aggression eingetreten, sie sind jede auf einen anderen Personenkreis gerichtet.

Für eine solche Spaltung von Eros und Aggression haben wir aber nun auch ein Beispiel innerhalb der Psychopathologie; sie findet tatsächlich bei der Para-

noia statt. Wir wissen, daß für jeden einzelnen Krankheitstypus und darüber hinaus wohl auch für jene Typen im Bereich des Normalen, die man in Anlehnung an die Typen der Pathologie bilden kann, eine bestimmte Art der Verteilung von Eros und Aggression charakteristisch ist. Bei der Hysterie, der leichtesten und der Gesundheit am nächsten stehenden Neurose werden erotische und aggressive Regungen stets in ein und demselben Akt befriedigt. Das gleiche gilt für den hysterischen Charaktertypus und jene Normalmenschen, die, ohne direkt krank zu sein, den hysterischen Mechanismen nahestehen. Als Beispiel sei hier etwa jene Mutter genannt, die für ihre Kinder sehr fürsorglich ist und sie aber gerade durch diese Fürsorge quält. Beim Zwangsneurotischen treten erotische und aggressive Regungen alternativ auf, eine nach der anderen in einem niemals endenden Wechselspiel des Ambivalenzkampfes. Auch hier gilt wieder etwas Ähnliches, wenn auch in geringerem Maß, für den der Zwangsneurose verwandten Typus der Gesunden. So oft der Zwangsneurotiker einer Person ein Stück Liebe bewiesen hat, darf man bald hierauf das Auftreten einer aggressiven Regung erwarten und bald nach einem Akt der Feindseligkeit einen Beweis der Freundlichkeit. In pathologischen Fällen wechseln Zorn und Schuldgefühl miteinander ab.

Hier sind dann Eros und Aggression zwar nicht mehr in einem Akt verschmolzen wie bei der Hysterie — die eben aus diesem Grund der Gesundheit am nächsten steht; denn vollgesund ist der Mensch, dessen aggressive Neigungen so eingehüllt sind in Situationen der Liebe, daß sie als Aggression nicht mehr in Erscheinung treten —, sondern sie sind zerfallen, da sie jeweils für sich im Nacheinander auftreten, aber sie sind doch noch auf das gleiche Objekt gerichtet.

Eine andere Form der Lösung der Ambivalenz, die totale Spaltung der erotischen und destruktiven Regungen, tritt uns erst bei der Paranoia entgegen. Dort ist es dann so, daß ein großer Personenkreis als Feind auftritt; das sind die Verfolger. Im Fortschreiten des paranoischen Krankheitsprozesses zeigt sich die Tendenz, diese Zahl der Feinde immer größer werden zu lassen; das System der Verfolgung, als dessen Opfer der Kranke sich wähnt, wird immer dichter. Aber daneben gibt es bei den meisten Paranoikern doch noch bis zum Schluß eine größere oder meist kleinere Gruppe von Menschen, die nicht für Verfolger gehalten werden und die aus dem System ausgespart bleiben. Es sind die nächsten Freunde oder Angehörigen des Kranken, die wenigen Personen, bei denen seine Liebe bleibt und die er sich in der Haßorgie des Krankheitsprozesses zu erhalten vermag. So ist alle Liebe im kleinen Kreise geblieben, aller Haß gilt den Feinden draußen in der Welt. Wir kennen jenen seltsamen Fall, in dem die Paranoia hier zu einem besonders eigentümlichen Ausweg kommt. Die Tendenz, das System des Wahnes immer mehr zu vervollstän-

digen, möglichst viel in das System einzubeziehen und es lückenlos zu machen, kommt in Widerspruch mit der Tendenz, sich eine Gruppe von Menschen ferne vom Wahn zu erhalten. In diesem Fall geschieht es manchmal, daß auch diese nächsten Freunde in das Wahnsystem einbezogen werden, jedoch in einer solchen Form, die es dem Kranken gestattet, weiter mit ihnen die Gemeinschaft aufrechtzuhalten und sich mit ihnen in Liebe verbunden zu fühlen: sie werden in das System einbezogen, nicht als Verfolger, sondern als Verfolgte, als Personen, die wie der Kranke selbst und aus gleichen Gründen wie er von der bösen Außenwelt zu Tode gehetzt werden.

Man sieht nun, daß diese dritte Form der Verarbeitung der Ambivalenz, die Spaltung, große Ähnlichkeit mit der Verteilung von Eros und Aggression bei einer starken partikulären Gemeinschaft aufzeigt.

Auch dort gilt ja alle Liebe den Mitgliedern der einen Gruppe und aller Haß den Außenstehenden. Es war gewiß kein Zufall, daß gerade eine Psychose, der Verfolgungswahn, diese Spaltung aufwies. Es scheint so zu sein, daß überall dort, wo diese totale Spaltung der beiden Regungen der Menschenseele stattfindet, in der Art, daß alle freundlichen Impulse einer Gruppe von Menschen und alle aggressiven den anderen gelten, der Zusammenbruch der Realitätsprüfung begünstigt wird. Man sieht nicht mehr klar, wo man nur liebt oder nur haßt. In der Realität ist ja Licht und Schatten, wenn auch in verschiedenem Ausmaß, auf alle Objekte verteilt.

VII. Ätiologie der Massenpsychosen

Die Ursachen für den Ausbruch jener Massenpsychosen, die uns im Rahmen unserer Aufgabe beschäftigt, sind mannigfach; die Verstärkung der Aggression nimmt unter ihnen eine besondere Rolle ein. Es gibt verschiedene Ursachen, aus denen eine Verstärkung der Aggression bei einer großen Menschenzahl stattfinden kann. Unter ihnen steht in erster Reihe die Not. Auf die Versagung von Wünschen reagieren die Menschen ganz allgemein durch Aggression. Man kann das in jedem Fall in den einfachsten wie in den kompliziertesten Verhältnissen beobachten. In der frühen Kindheit treten die ersten Aggressionen des Kindes bei der Versagung von Wünschen auf. Findet eine solche Versagung der menschlichen Wünsche in großem Umfang statt — also in Zeiten der Not —, wird man mit einer Verstärkung aggressiver Impulse rechnen müssen.

Ein anderes Motiv ist dann gegeben, wenn ein starker Aggressionsdruck nach innen, etwa ein mächtiger Gewissensdruck, so stark geworden ist, daß eine Wendung der Aggression nach außen eine Erleichterung für das Individuum schafft. Das ist ein Vorgang, den man am Individuum in manchen pa-

thologischen oder nichtpathologischen Fällen beobachten kann. Es geschieht zuweilen sogar, daß jemand aus einem starken Gewissensdruck zu einer verbrecherischen Tat kommt.

Eine große Zahl von Ursachen haben wir wahrscheinlich in der Erziehung der Jugend zu suchen. Die Pädagogik hätte gewiß verschiedene Mittel, um die Entfaltung der Aggression im Kind, wenn auch nicht hintanzuhalten, so doch sehr milde vor sich gehen zu lassen. Wenn man trachtet, dem Kinde nicht mehr Versagungen zu setzen, als für seine Heranbildung zum Gliede einer Kulturgemeinschaft unerläßlich sind; wenn man bestrebt ist, auch bei solchen Versagungen stets zur Kompensation eine anders geartete Befriedigung anzubieten und dem Kinde dabei in gleichmäßiger Freundlichkeit zu begegnen; wenn die Erwachsenengesellschaft ihre eigenen aggressiven Impulse erkennt, die oft in ganz unbewußter Weise am Kinde ausgelebt werden, und sie beherrscht; wenn bei der Anleitung des Kindes zur Anpassung an die Realität Geduld geübt wird, so kann die Aggression des Kindes in jenem bescheidenen Ausmaß gehalten werden, welches seine nützliche Verwendung im Lebenskampf findet, und es braucht kein Überschuß zu entstehen, der den Bestand der Gemeinschaft oder, wenn er nach innen gewendet wird, die Gesundheit des Individuums gefährdet. Aber dies ist nicht die Art, in der sich in der Regel die Erwachsenen dem Kinde gegenüber verhalten. Hiezu kommt, daß manche Formen der Erziehung, wie sie etwa in gewissen Ländern oder manchen Kreisen geübt wird, bewirken, daß sich die Aggression quantitativ steigert. Man kann keine Geschichte der Nationen schreiben, ohne die Methoden der Kindererziehung zu betrachten, durch die jeweils jede Generation gegangen ist.

VIII. Der Ablauf von Massenpsychosen

Was ist aber nun der Ablauf einer solchen Bewegung? Das ist offenbar die vom praktischen Standpunkt aus wichtigste Frage. Eine Massenpsychose von der Art, wie wir sie hier betrachtet haben, in der die aggressiven Impulse in einem Sturm nach außen zur Entladung kommen, läuft grundsätzlich auf zwei Wegen ab. Es kann vor der Vollbringung der bösen Tat geschehen, ehe die Aggression wirkliche Zerstörung angerichtet hat, oder es kann geschehen, wenn sich das Böse schon realisiert hat. Vor der Vollbringung des Bösen kann die Aggression in ihrer Entfaltung gehemmt werden. Das kann durch eine äußere Macht geschehen, die die angriffslustige Masse durch die Anwendung überlegener Gewalt an der Realisierung ihrer Impulse verhindert. Dann stoßen die Aggressionen auf die harte Schranke der Notwendigkeit; wir wissen, daß die Aggression in solchen Fällen nach innen zurückschlägt gegen den Menschen selbst und daß sie sich dort in Gewissensdruck und Depression verwandelt. Dann ist aber der Rausch der Zerstörung abgelaufen.

Wenn es hingegen zur Ausführung des Bösen kommt, dann mag es nach der Befriedigung der aggressiven Impulse geschehen, daß der Eros wieder zu Worte kommt. Es ist ein allgemein gültiges Gesetz, daß jeder Trieb nach seiner Befriedigung an Intensität verliert; wer den Durst gestillt hat, den dürstet nicht mehr. Wenn die Aggression befriedigt ist, so sinkt auch sie schließlich ab und der Eros kann wiederum ansteigen. Durch das jetzt nach der Vollbringung des Bösen infolge des Absinkens der gesättigten Aggression entstehende Übergewicht freundlicher Impulse äußern sich Tendenzen der Wiedergutmachung und Reue.

Der Vorgang ist parallel zur Entstehung der ersten moralischen Phänomene des Menschen in der Kindheit; diese entstehen auf verschiedenen Wegen. Zum Teile entstammen sie der Introjektion der gesprochenen Gebote und Verbote der Erwachsenen, die sich das Kind zu eigen macht; es sagt so zu sich selbst, was ihm zuerst die Großen gesagt haben. Dieser Weg interessiert uns im Zusammenhang unserer Überlegungen an dieser Stelle nicht. Zugleich damit aber entstehen Gewissensphänomene in der frühen Kindheit aus dem Schicksal der aggressiven Impulse und ihrem Konflikt mit denen der Liebe. Wenn die Regungen der Aggression des Kindes gegen ein äußeres Objekt, z. B. gegen ein Geschwister, in der Kinderstube gehemmt werden, sei es durch eine äußere Macht, die die Realisierung feindlicher Gedanken verhindert, sei es durch die eigene Ambivalenz des Kindes, das zu demselben Objekt, dem der feindselige Impuls gilt, auch Liebe und Zärtlichkeit empfindet, so daß die eigene Liebe die Entfaltung der Aggression verhindert — in beiden Fällen schlägt die Feindseligkeit zurück gegen die eigene Person; das Kind wird sich vielleicht schlagen, wenn es den anderen schlagen wollte, und die Tendenz zur Selbstbestrafung, die moralische Aggression gegen sich selbst tritt auf. Ist aber die Aggression nicht vor der Verübung des Bösen abgebremst worden, ist es zu ihrer Befriedigung gekommen, so verschiebt sich dann das Verhältnis freundlicher und feindseliger Impulse durch die Absättigung der Aggression zugunsten des Eros, dessen relatives Wiederansteigen sich in Reue und dem Streben zur Wiedergutmachung, in dem Gefühl, dem Geschädigten etwas schuldig zu sein, äußert.[2] Beide Komponenten, die Aggression gegen sich selbst und das Verschuldungs- und Verpflichtungsgefühl gegen den anderen, die Selbstbestrafung und die Reue, sind als aggressive und erotische Bestandteile in den moralischen Phänomenen enthalten.

Ob es freilich zum Rückschlag der Aggression schon vor der Verübung des Bösen kommt, hängt davon ab, ob entweder eine starke äußere Macht die Re-

2) Diese Überlegungen folgen der Lehre von den libidinösen und aggressiven Anteilen der Gewissensphänomene, die zuerst von H. Nunberg entwickelt wurde („Schuldgefühl und Strafbedürfnis", Int. Ztschr. f. Psa., XII, 1926).

alisierung der Feindseligkeiten verhindert und den Menschen gleichsam mit seinen Aggressionen in einen Kerker sperrt oder ob hinlänglich starke Liebesregungen im Individuum selbst das Ablaufen der Aggression verhindern. Im anderen Fall: Wie weit eine Befriedigung der Aggression durch wirkliche Akte des Bösen stattgefunden haben muß, wieviel Böses erst zu vollbringen ist, ehe die Aggression abgesättigt ist und der Eros wieder zu Worte kommen kann, das hängt von der Stärke der aggressiven Impulse und von der Macht der erotischen Regungen ab.

Das sind die wenigen Tatsachen, die über den Ablauf der Aggression in einer großen Massenbewegung zu sagen sind. Ihre Nutzanwendung ist klar, jedoch nur wenig tröstlich. Niemand kann voraussagen, nach welchem Grade von Befriedigung der Aggression das relative Übergewicht des Eros wieder hergestellt sein wird. Daß es aber stets so geschieht, lehren uns die Beispiele der Vergangenheit. Jedesmal, so oft wenig domestizierte und aggressive Völker den Sieg über Kulturen höherer Domestikationsgrade errungen haben, haben sie dann, wie man zu sagen pflegt, die Kultur der Unterworfenen angenommen; d. h. aber nichts anderes, als daß sie sich dann schließlich nachträglich domestiziert haben.

Einige soziologische Bemerkungen

zur geschichtlichen Situation der Gegenwart

Wir wollen nun den Versuch unternehmen, die gegenwärtige geschichtliche Situation der abendländischen Zivilisation zu charakterisieren. Dafür ist dann die Psychologie nicht mehr die allein zuständige Instanz, eine solche Darstellung muß wirtschaftlich und psychologisch-weltanschaulich zugleich sein. Psychologie und Nationalökonomie scheinen uns die beiden Säulen zu sein, auf denen die Soziologie aufgebaut werden kann; sie allein liefern brauchbare Bezugssysteme für das soziale Geschehen.

Letzten Endes freilich sind auch alle nationalökonomischen Aussagen psychologisch, denn sie sind zurückzuführen auf das Verhalten von Menschen in gegebenen Situationen. Aber die Nationalökonomie hat es zu tun mit dem Verhalten von Menschen in alltäglichen Situationen, die den Kern der menschlichen Persönlichkeit nicht berühren, mit Situationen, in denen der Unterschied zwischen Mensch und Mensch nicht zählt oder vernachlässigt werden kann, und man kann füglich von der letztlich psychologischen Natur ihrer Aussagen abstrahieren.

Es sei mir gestattet, hier einige Worte volkswirtschaftlichen Inhalts anzuschließen.

Wirtschaftlich ist unsere Epoche schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr eine solche der Kapitalakkumulation, sondern eine des Kapitalverzehrs. Es besteht die Chance, daß dieser Kapitalverzehr auch in Zukunft andauert, denn die durch ihn hervorgerufene Not dieses oder jenes Bevölkerungsteiles provoziert wieder neue interventionistische Maßnahmen, die wieder zum Kapitalverzehr beitragen.[3]

Wenn in einer primitiven Gesellschaft sich selbst versorgender Bauern zum ersten Male gespart wird, d. h. die Bauern darauf verzichten, den ganzen Ertrag ihrer Arbeit zu verzehren, so kann investiert werden; es können z. B. Bauernsöhne von der Feldarbeit wegdirigiert und in eine Werkstätte gesetzt werden, welche Geräte zur Erleichterung der Feldarbeit oder zur Erhöhung des Nutzeffektes herstellen soll. Damit hat Kapitalsbildung stattgefunden, sie ermöglichte, daß ein Produktionsumweg eingeschlagen wurde, daß ein Teil der originären Produktivkräfte — Arbeit und Naturgaben — nicht mehr der direkten Erzeugung von Konsumgütern dient, sondern der Erzeugung von Gütern höherer Ordnung, die erst ihrerseits wieder der Erzeugung von Konsumgütern dienen. Der Produktionsumweg ist zeitraubend, denn seine Ergebnisse kommen nicht in dieser, sondern erst in der nächsten Ernteperiode zur Wirkung. So ist alle Kapitalsbildung eine Begründung oder im weiteren Verlauf eine Verlängerung von Produktionsumwegen. Ist ein bestimmter Betrag erspart worden und hat das Einschlagen eines Produktionsumweges ermöglicht, so muß in der nächsten Produktionsperiode derselbe Betrag wieder erspart werden, um auch nur die Aufrechterhaltung des schon eingeschlagenen Produktionsumweges zu ermöglichen. Die Bauern, die das erstemal auf einen bestimmten Teil des Ergebnisses ihrer Feldarbeit verzichtet hatten, um einige ihrer Söhne in die Werkstätte dirigieren und dort ernähren zu können, gleichsam als Vorschuß auf die zu liefernden Geräte, müssen das nächste Jahr eine ebenso große Menge an Nahrungsmitteln sparen, um den Betrieb der Werkstätte aufrechtzuerhalten; es geschieht dies in der Form der Bezahlung der

3) Die nachfolgende — den Rahmen dieser Zeitschrift wohl schon überschreitende — nationalökonomische Enklave spielt auf die Theorie des Konjunkturzyklus an, die als „monetäre Überinvestitionstheorie" bezeichnet wurde (G. v. Haberler). Zum Studium dieser Probleme sei verwiesen auf: K. v. Wicksell: Geldzins und Güterpreise, Jena 1898. — Vorlesungen über theoretische Nationalökonomie, Bd. II, Jena 1922. — L. v. Mises: Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel, 1. Aufl., Jena 1912; 2. Aufl., Jena 1924. — Geldwertstabilisierung und Konjunkturpolitik, Jena 1928. — D. H. Robertson: Banking Policy and the Price Level, London 1926. — F. A. v. Hayek: Geldpolitik und Konjunkturpolitik, Wien 1929. — L. Robbins: The great depression, London 1934. Auf das letztgenannte Werk sei auch verwiesen für die über die Konjunkturtheorie hinausgehenden Bemerkungen über die zur Kapitalaufzehrung beitragende Wirtschaftspolitik.

gelieferten Geräte oder ihrer Bevorschussung. Vielleicht fällt das Sparen das nächste Jahr leichter, wenn gerade durch die Lieferung der neuen Geräte, der neuen Produktionsmittel, die Arbeit am Feld ergiebiger geworden ist; aber das gehört auf ein anderes Blatt, es ändert nichts an der Tatsache, daß dieselbe Sparsumme immer wieder aufgebracht werden muß, soll der eingeschlagene Produktionsweg fortbestehen.

Werden neue Sparsummen darüber hinaus zur Verfügung gestellt, so können immer mehr zeitraubende Produktionsumwege eingeschlagen werden. Die Wirtschaft, die ursprünglich einschichtig war, in der nur Güter für den unmittelbaren Konsum hergestellt wurden, wird jetzt mehrschichtig; es werden Güter hergestellt, die nicht mehr Konsumgüter sind, die vielleicht wieder zur Herstellung anderer Güter bestimmt sind, die auch noch nicht dem unmittelbaren Konsum dienen. Ein solches ist der Zustand unserer heutigen Wirtschaft, die aus der ungeheuren Kapitalsbildung der Neuzeit, vor allem des 19. Jahrhunderts, entstanden ist. Nur wenige Prozente vom Wert der ganzen Güterproduktion sind Güter des menschlichen Konsums, die überwältigende Mehrheit aller Güter, mehr als $^9/_{10}$, sind Güter höherer Ordnung. Zwischen diesem komplizierten System stellt sich nun ein Gleichgewicht[4] her, das sich jedesmal erneut ändert, so oft sich an den Tatsachen der Wirtschaft etwas ändert; etwa an den menschlichen Bedürfnissen, an der Bevorzugung dieser Ware oder jener, oder an den Verbrauchsgewohnheiten, der Kapitalbildung. Jedes Ansteigen der Kapitalbildung ermöglicht die Verlängerung von Produktionsumwegen, indem neue oder längere zeitraubende Umwege der Produktion eingeschlagen werden, die das Sozialprodukt größer, aber erst zu einem späteren Zeitpunkt größer machen; jeder Rückgang an der Bildung von Sparkapital erzwingt das Verlassen schon eingeschlagener Produktionsumwege, eine Verkürzung von Produktionsumwegen, wie man es auch nennt; in konsumfernen Produktionszweigen müssen dann Betriebe stillgelegt und Arbeiter ausgesetzt werden und die originären Produktivkräfte wieder zu konsumnäheren Produktionszweigen zurückkehren.

Auf diesen Tatsachen beruht auch der Konjunktur-Krisen-Zyklus. Es ist der Volkswirtschaftslehre schon seit langem bekannt, daß sie nicht Krisenforschung zu betreiben hat, daß nicht allein die Krise ein der Erklärung bedürftiges Problem bildet, sondern daß der ganze Zyklus Konjunktur und Krise das Problem darstellt. Die Menschen haben zwar zuerst nach den Gründen der Krise gefragt, denn die Krise ist ihnen unangenehm; die Konjunktur,

4) Es ist hier nicht der Ort, die Problematik des Gleichgewichtsbegriffs zu erörtern; aber wie immer diese Fragen der Methodik der volkswirtschaftlichen Begriffsbildung gelöst werden mögen: die grundlegenden Erkenntnisse, auf die hier angespielt ist, werden davon nicht berührt.

die ihnen erfreulich ist, nehmen sie hin als etwas Selbstverständliches. Und doch ist beides eine Abweichung vom Gleichgewicht, die durch irgendeine Art außerwirtschaftlichen Eingriffes zustande gekommen ist, denn durch die in der freien Wirtschaft wirkenden Kräfte kann immer nur eine Bewegung zum Gleichgewicht hin erfolgen.

Man weiß heute, daß die Konjunktur ein unnatürlicher Zustand ist. Das Leben des Menschen ist stets hart; so wenig auf seelischen Gebieten Ekstasen anders als in Ausnahmezuständen und vielleicht unter der Wirkung von Drogen, die sich später rächen wird, vorkommen, so wenig gibt es im wirtschaftlichen Leben ohne gewaltsame, nicht minder verhängnisvolle Eingriffe eine Konjunktur.

Ohne künstliche Injektion ist in der menschlichen Gesellschaft bestenfalls eine sehr langsame Hebung des Lebensstandards möglich, kein jäher Aufstieg. Das komplizierte Geldwesen der modernen Gesellschaft ermöglicht es aber, Geld nicht nur dort zur Verfügung zu stellen, wo wirkliche Ersparnisse vorliegen, also die dem Geld entsprechende Gütermenge wirklich vorhanden ist, und wo auf ihren Konsum von denen, die dazu berechtigt wären, den Sparern, fürs erste ausdrücklich verzichtet wurde; man kann auch Geld machen, man kann Kredite für Investitionen zur Verfügung stellen, ohne daß jemand vorher auf den Konsum verzichtet hat, ohne daß echte Ersparnisse vorliegen. Dann wird die Investitionstätigkeit belebt, es entsteht eine Konjunktur. Neue Produktionsumwege werden eingeschlagen; zu deren Aufrechterhaltung ist aber in der nächsten Produktionsperiode eine gleich große Summe von Geld notwendig und es muß die Injektion von Krediterweiterung in der nächsten Periode erneuert werden oder es brechen schon in ihr die durch künstliche Kreditschaffung zustande gekommenen Produktionsumwege wieder zusammen und der Konjunktur folgt die Krise, der künstlichen Erweiterung des Produktionsapparates die Schrumpfung. Wird der ersten inflatorischen Dosis die zweite, dritte, vierte, fünfte nachgesandt, so kann der Zeitpunkt des Konjunkturrückschlages hinausgeschoben werden; er wird darum nur um so schärfer.

Das ist die Situation der heutigen Weltkrise. Sie ist der Rückschlag auf die große Kreditexpansion der Jahre 1925—1929. In dieser Zeit war es der Einfluß von Interessenten auf die Politik der Notenbanken, die Theorie von einer durch billiges Geld dauernd stabil zu haltenden Konjunktur, die zu dieser Politik geführt hat. Da lange Zeit nur eine einzige Großmacht, Amerika, echte Goldwährung hatte, hat sich die Inflation nicht in einer Entwertung dieser Währung gegen andere geäußert; da ferner infolge des technischen Fortschrittes die Güterpreise eine fallende Tendenz hatten, kam es auch nicht zu einer Entwertung der Kaufkraft des Goldes und es wurde die Inflation als solche nicht erkannt.

Der Ablauf der Krise ist dann davon abhängig, ob man die Schrumpfung des Produktionsapparates und die Verkürzung der Produktionsumwege, die unerläßlich ist, geschehen läßt. Mit ihr ist naturgemäß eine totale Umschichtung in der erwerbstätigen Bevölkerung verbunden. Alle Versuche, nun doch die nicht auf echtem Sparen aufgebauten Produktionsumwege aufrechtzuhalten, verzögern die Liquidation der Krise und können sie schließlich vollends verhindern. Hat die Krise zu lange gedauert, so kann es auch aus psychologischen Gründen, wie wir weiter unten sehen werden, zu solchen Erschütterungen im sozialen Aufbau kommen, daß der weitere Verlauf der Dinge ein völlig anderer wird und der Rückweg zu früher vielleicht ganz versperrt.

Die Fehlinvestition durch Krediterweiterung im Konjunkturzyklus ist im übrigen nicht die einzige Quelle des Kapitalverzehrs in unserer Zeit. Die meisten Interventionen haben, wenn sie über ein bescheidenes Maß hinausgehen, eine kapitalverzehrende Wirkung. Es sei hier nur erinnert an den Rückgang der internationalen Arbeitsteilung durch die Bestrebungen zur Selbstgenügsamkeit, die Erhöhung der Arbeitslöhne über das Niveau des Gleichgewichtslohnes, die Agrarsubventionspolitik, die regellosen Subventionen an Industrieunternehmungen, die bis an die Grenze der Kapitalkonfiskation angespannte Steuerpolitik der mit neuen Aufgaben belasteten Staaten. Alle Eingriffe bewirken eine Datenveränderung der Wirtschaft, durch sie hört ein vorhandenes Gleichgewicht auf, Gleichgewicht zu sein; ein neues Gleichgewicht muß angenommen werden. Dabei kommt es zu einer Entwertung vorhandener Kapitalgüter. Dazu kommt, daß es unter den Eingriffen auch solche gibt, welche nicht nur ein vorhandenes Gleichgewicht zu einem Ungleichgewicht machen, so daß ein neues Gleichgewicht erst erreicht werden muß, sondern auch solche, die die Erreichung eines neuen Gleichgewichtes überhaupt verhindern.

So gibt es neben dem Kapitalverzehr des Konjunktur-Krisen-Verlaufs auch dauernde Motive zum Kapitalverzehr in gewissen Tendenzen der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik. Die Krise, die Verzweiflung weiter Bevölkerungsteile in ihr und die Erstarkung des Rufs nach Hilfe von oben haben diese Motive mächtig verstärkt. So besteht eine gewisse Gefahr, daß der Kapitalverzehr zur länger dauernden Erscheinung werde.

Doch kehren wir nun zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück.

Manche Philosophen haben schon unsere Periode mit der Zeit des späten Römerreiches verglichen, da die antike Kultur im Verfall begriffen war. Auch in der Antike hat es eine Periode des Kapitalverzehrs gegeben und dies zumindest zweimal. Das eine Mal etwa im dritten vorchristlichen Jahrhundert, als die hellenische Hochkultur schrumpfte, das andere Mal im dritten nachchristlichen Jahrhundert in der Zeit des römischen Soldatenkaisertums. Das erste Mal kam

es noch nicht zu einem Niedergang der antiken Kultur, nur zu einer Diskontinuität in ihrer Entwicklung; an anderer Stelle entwickelten sich bald neue Aufbaukräfte. Das zweite Mal ist die Zivilisation des römisch-griechischen Kulturkreises niedergegangen.[5]

In der späteren Antike waren die Merkmale des Kapitalverzehrs die Stilllegung der industriellen Werkstätten, die Verödung der Städte, das Ende ihrer schon hochentwickelten Marktwirtschaft und die Rückkehr zur primitiven, sich selbst versorgenden Oikenwirtschaft.[6] Wie rasch dieser Prozeß in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts vor sich ging, mag aus einem Beispiel ersichtlich sein. Ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Marc Aurels, des letzten Kaisers aus der Reihe der Antonine, die das goldene Zeitalter des römischen Kaisertums bildeten, fand der Kaiser Maximin, wie wir berichtet sind, bei seinem Einzug in Haemona die Stadt menschenleer und Hunderte von Wölfen begleiteten den Zug seines Heeres.

Dieser Kapitalverzehr ist also ein Rückgang der städtischen Kultur, eine Rückgängigmachung der Urbanisierung. Zugleich mit ihm vollzieht sich ein Aufstand des Dorfes, das sich in der Blütezeit der urbanisierten Zivilisation unterdrückt gefühlt hat.

Es ist gewiß nicht so, daß der Bauer direkt einen Vorteil von der Verkürzung der Produktionsumwege und von dem Niedergang der Städte hätte; sein materielles Schicksal ist günstiger in der Hochblüte der kapitalistischen Produktionsweise, aber es handelt sich um Affekte und nicht um rationale Intentionen aus utilitaristischen Zielsetzungen.

Man mag finden, daß mit der Entfremdung vom Lande, die mit dem Einschlagen weiter Produktionsumwege, mit der Verstadtlichung der Kultur verbunden ist, manche Werte verlorengehen, und mag darum Sympathie mit der Rustikalisierung empfinden. Aber man unterschätzt gewiß die Leiden sehr, die

5) Das Wort vom Verfall der antiken Kultur, das im Schrifttum so gebräuchlich ist, ist nicht naiv zu gebrauchen. Was für ein Wertsystem Verfall ist, mag für ein anderes Aufstieg sein; wenn die alten Götter stürzen, treten die jungen ihre Herrschaft an. Dazu kommt, daß man in sogenannten Verfallszeiten einzelnen Phänomenen, Entwicklungen, Reifungen begegnet, die auch für das Wertsystem, für das die Epoche Verfall ist, Wertverwirklichungen bilden (so etwa die Entwicklung des römischen Rechts in der römischen Spätzeit, ein Fortschritt für einen liberalen Betrachter, dem die Periode im ganzen als Niedergang gilt). Man kommt hier zu einwandfreier Aussage, wenn man Kultur und Zivilisation unterscheidet. Wir schlagen vor, Kultur als den allgemeineren Begriff zu wählen und das Ganze des objektiven Geistes in jedem menschlichen Zusammenleben Kultur zu nennen, Zivilisation aber eine Erscheinungsform der Kultur, die Urbanisierungsform. Man kann dann zwar nicht vom Untergang der Kultur, wohl aber exakt vom Niedergang der antiken Zivilisation im späten Kaiserreich sprechen.

6) Vgl. hiezu M. Rostovzeff, The Social and Economic History of the Roman Empire. Oxford 1926.

mit dieser Schrumpfung verbunden sind, und man unterschätzt auch gewiß den Verlust geistiger Werte.

Solch ein ähnlicher Prozeß ist also wieder im Gange. Auch heute vollzieht sich, vorderhand im Zusammenhang mit der Krise, die Verkürzung von Produktionsumwegen, die erzwungene Einstellung der Werkstätten, die Krise im Leben der Städte, und wir sehen aller Orten in allen Ländern, wenn auch in verschiedenen Formen, den Aufstand des Dorfes und die wachsende Kritik an der städtischen Lebensform.

Freilich ist ein großer Unterschied zwischen dem Prozeß von damals und dem von heute; nie zuvor ist die Wirtschaft so kompliziert gewesen wie jetzt, nie zuvor hat es so zahlreiche Produktionsumwege gegeben. War die Wirtschaft in der Blüte des Altertums bestenfalls zwei- oder dreistufig, so umfaßt sie heute in den Industriestaaten sehr viele Stufen. Das hat zweierlei Konsequenzen: einerseits würden die Erschütterungen des fortdauernden Kapitalverzehrs, der fortdauernden Schrumpfung und Enturbanisierung viel fruchtbarer sein als je zuvor, andererseits sind aber auch die Abwehrkräfte der Wirtschaft unvergleichlich größer. Kein Menschenauge kann voraussehen, ob der Prozeß des Kapitalverzehrs weiter fortschreiten oder wieder zum Stillstand kommen und einem neuen ökonomischen Aufstieg Platz machen wird.

Fragen wir uns hier nach dem Grund für solche Enturbanisierungsprozesse, so scheint uns, daß wir sagen können, daß jede auf langen Produktionswegen und städtischer Lebensweise aufgebaute Zivilisation eine gewisse Instabilität *sowohl wirtschaftlich als auch psychologisch* aufweist. Wahrhaft stabil ist nur die Gesellschaft sich selbst versorgender Bauern.

Die wirtschaftliche Instabilität beruht darin, daß, wie wir gesehen haben, Sparen im gleichen Maße andauern muß, damit schon eingeschlagene Produktionsumwege aufrechtzuerhalten sind.

Sie beruht des weiteren darauf, daß jeder Rückgang der Arbeitsteilung, etwa durch wirtschaftliche Abschließung von Staaten, das vorhandene Gleichgewicht zu einem Ungleichgewicht macht, so daß ein neues Gleichgewicht auf niedriger Stufe erst angenommen werden muß, mit allen Erschütterungen, die damit verbunden sind. Sie beruht schließlich darauf, daß das Gleichgewicht nicht gestört werden darf etwa durch Fehlinvestitionen, die, wie wir gesehen haben, durch eine Art von Injektion an ihrer Stelle eine Verlängerung der Produktionsumwege, eine Intensivierung erzeugen, die dann später zu Rückschlägen führt. Schließlich sind alle Eingriffe in das Gebiet der Wirtschaft, die in einer einstufigen Produktionsweise harmlos und übersehbar sind, unabsehbar in ihren Konsequenzen in einer vielstufigen mit langen Produktionsumwegen und jeder von ihnen verschiebt das vorhandene Gleichgewicht.

Die städtische Kultur ist aber auch psychologisch instabil. Mit der Urbani-

sierung treten unnatürliche Lebensbedingungen auf, die, je höher der Grad der Urbanisierung ist, desto höhere Anforderungen an die Anpassung des seelischen Organismus stellen. Ein großer Teil von Menschen lebt in Berufen, die ferne vom Boden sind. Er übersieht nicht mehr den Erfolg seiner Werktätigkeit, die Einheit von Person und Werk geht verloren. Die ständige Anpassung an ein neues Gleichgewicht fordert die Wanderung eines Menschen von einer sozialen Schicht zur andern, von einer Berufstätigkeit zur andern, er wird heimatlos.

Eine gewisse Instabilität scheint jeder weit fortgeschrittenen Urbanisierung innezuwohnen; wir werden später das psychologische Problem diskutieren, das damit verbunden ist.

Wir haben aber hier noch auf die psychologischen Folgen hinzuweisen, welche mit dem Schrumpfungsprozeß verbunden sind. Er bringt eine Verschärfung der Lebensbedingungen, eine Senkung des Lebensstandards, Dinge, die wir psychologisch mit dem einfachen Wort zusammenfassen: Versagung von Wünschen. Eines der allgemeinsten unserer Gesetze aber, auf das wir uns früher schon berufen haben, lautet: Auf Versagungen reagieren die Menschen mit Aggressionen. So haben wir in dieser Zeit mit einer Verschärfung der menschlichen Aggressivität auf allen Linien zu rechnen. Damit schließen unsere Überlegungen an das an, was sich uns früher bei der Ätiologie der Massenpsychose gezeigt hat: die menschliche Not, die Versagung als Quelle für die Verstärkung der Aggression.

Wie sich dieser neu ansteigende Aggressionstrieb äußert, mag verschieden sein; er kann sich, nach außen gewendet, austoben, er kann auch, nach innen gewendet, das innere Gleichgewicht des Menschen stören und es mag einmal so und einmal so vor sich gehen. Wir sehen ja auch im dritten nachchristlichen Jahrhundert alle Wege, die die gestiegene Aggressivität des Menschen gegangen ist. Krieg, Bürgerkrieg, wachsende Härte im innerstaatlichen Leben, aber auch, bei den Anhängern der neuen Heilslehre, die Macht eines ungeheuren Schuldgefühls, Selbstkasteiung und manche Akte der Grausamkeit gegen den eigenen Leib.

Wir können von hier unseren Ausblick erweitern auf ein vor allem psychologisches Problem, welches für stark urbanisierte Zivilisationen auftaucht. Letzten Endes scheint die Situation bestimmt durch die Antinomie zwischen dem Druck der äußeren Realität und den psychologischen Bedürfnissen der Menschen. Die äußere Realität erheischt die Arbeitsteilung, erheischt zur Aufrechterhaltung der vorhandenen Produktionsumwege, daß der Mensch immer mehr zu einer Funktion der Dinge wird. Soll die ungeheuer zahlreich gewordene Menschheit erhalten werden und zwar annähernd auf dem Standard, den sie gewohnt ist und den sie fordert, müssen die Menschen die äußerste Arbeits-

teilung hinnehmen, sie müssen an die Orte der günstigsten Produktionsbedingungen wandern, ihre Berufstätigkeit wechseln, je nach den Erfordernissen des neuen Gleichgewichts. Was dabei begraben wird, ist die Heimat des Menschen im psychologischen Sinn des Wortes, die Kontinuität und die Ganzheit seines Daseins. Es besteht in Wahrheit eine Antinomie zwischen dem ungeheuren Apparat, der den Menschen allmählich zu seinem Werkzeug machte, d. h. letzten Endes zwischen der ungeheuer groß gewordenen Menschenzahl, die eines so komplizierten Apparats zu ihrer Erhaltung bedarf, und den Idealen der menschlichen „Existenz", wie man heute gern mit einem Kierkegaardschen Ausdruck sagt, Idealen des Vollseins des Daseins. Gegenüber den verwirrenden Anforderungen dieser Realität könnte der Mensch die Worte Fausts wiederholen:

Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,
Dann wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.[7]

Im Namen dieser menschlichen Existenz geht die große Revolte gegen die Mechanisierung des Daseins vor sich, die schon bei Beginn eben dieser Mechanisierung, in der Zeit der Klassiker, bei Schiller, Hölderlin, Wilhelm v. Humboldt und anderen einen ewigkeitsgültigen Ausdruck gefunden hat. Was wir früher die Revolte des Dorfes nannten, erscheint hier wieder als die Revolte der menschlichen Existenz gegen die Mechanisierung.

Es scheint die Situation beinahe verzweifelt zu sein. Hier das Opfer des Niederganges unserer Zivilisation, dort das Opfer der menschlichen Existenz und ihrer Würde. Aber es ist Zeit, sich aus dem atembeklemmenden Druck dieser Antinomie zu lösen. Ist es in Wahrheit so, daß die Mechanisierung einen Verfall des Daseins bringen muß? Oder sind es vielleicht nur bestimmte psychologische Bedingungen, die erfüllt werden müssen, damit auch in ihr, wenn auch auf komplizierterer Stufe, das Dasein seine volle Erfüllung finden kann? Lösen wir unseren Blick aus dem Bann der Vorstellungen, die uns heute selbstverständlich erscheinen, und werfen wir ihn zurück auf die Zeiten einer fernen Vergangenheit. So wie die Mechanisierung uns heute als Verfall erscheinen mag, weil sie dem Dasein seine Ganzheit nimmt, so mag vielleicht auch in jenen fernen Zeiten, in denen die Nomadenvölker seßhaft geworden sind, die Lage des Bauern als eine Verfallssituation gegen die des schweifenden Jägers empfunden worden sein. Denn der Jäger hat sein Leben noch täglich in neuen Gefahren zu erkämpfen. Sein Leben ist durch das ständige Angesicht der Vernichtung vielleicht zu äußerster Konzentration gesteigert. Er kennt, was kein Seßhafter mehr weiß, den ganzen Genuß des Triumphes; für den Bauern hin-

7) Vielleicht werden die Menschen später einmal, wenn die Entwicklung zum Irrationalismus weitere Fortschritte gemacht hat, mit Faust fortfahren:

Das war ich einst, eh' ich's im Düstern suchte . . .

gegen vollzog sich das Leben schon in täglich gleicher Arbeit und in relativer Sicherung der äußeren Existenz. Es mochte vielleicht damals der Nomade als das Ideal des Vollseins erlebt worden sein, so wie wir heute in dem freien Bauern, der mit der Sonne aufsteht und mit der Sonne schlafen geht und mit den Jahreszeiten verbunden bleibt, noch den Puls der Erde schlagen hören. Vielleicht wirkte auch damals schon die Seßhaftigkeit als Mechanisierung und Verfall. Wer weiß, wieviel Kämpfe und Stürme notwendig waren, um den Orkan der menschlichen Triebhaftigkeit zu einer ruhigen und stabilen Existenz zu domestizieren, und doch konnte auch da wiederum der volle Gehalt des menschlichen Daseins gefunden werden.

Vielleicht ist es auch heute so. Vielleicht ist diese Antinomie zwischen Zahl und Existenz, zwischen Mechanisierung und den psychologischen Bedürfnissen der Menschen nur in Wahrheit eine Spannung zwischen Triebleben und Realitätsanpassung. Die Außenwelt ist eben viel zu kompliziert geworden, als daß das menschliche Seelenleben sich anpassen konnte. Wenn es so ist, dann gibt das wenigstens *in the long run* einen tröstlichen Ausblick. Dann werden die Menschen wohl aus psychischen Gründen einen Teil der Realität, die vergangene Generationen, der psychischen Leistungsfähigkeit gleichsam vorauseilend, geschaffen haben, wieder zerstören, aber da der Lebenstrieb stark und unausrottbar ist, wird sich dann bei verringerter Zahl der Menschen und vereinfachter Realität schließlich doch die Anpassung durchsetzen und der Mensch auch in der mechanisierten Existenz den Weg zur vollen Würde und zur Gestaltung seines Daseins finden.

Und hier ist zum Schluß wieder ein Weg, um die große zivilisatorische Bedeutung der Psychoanalyse ins Auge zu fassen. Man heißt in der Psychoanalyse die Umgestaltung der Außenwelt Alloplastik und die Umgestaltung des Lebewesens, das sich der Außenwelt anpaßt, Autoplastik. Unsere abendländische Zivilisation, vor allem die moderne, ist rein alloplastisch; in anderen Zivilisationen, der indischen etwa, überwiegt die autoplastische Bemühung. Im Rausch der Alloplastik ist eine so komplizierte Zivilisation geschaffen worden, daß der Mensch erst noch Mühe hat, sich ihr anzupassen. Ein Stück Autoplastik ist nachzuholen. Die Psychoanalyse kann einen Beitrag für diese autoplastische Ergänzung unserer alloplastischen Zivilisation bieten.[8]

8) Vgl. F. Alexander, „Einige unkritische Gedanken zur Ferenczis Genitaltheorie", Int. Ztschr. f. Psa., XI, 1925, und die Studie des Verfassers, „Die Psychoanalyse im Lebensgefühl des modernen Menschen", Almanach d. Psa., 1929.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Spittelers Erdenfahrt

Bemerkungen zu Robert Faesi, „Spittelers Weg und Werk"[1]

Von

Hanns Sachs

Boston

Mit einem Werk wie dem Spitteler-Buch R. Faesis weiß der Psychologe nichts Rechtes anzufangen, denn der ästhetische und literarhistorische Gehalt ist zu gering, um für die psychologische Oberflächlichkeit zu entschädigen. Auch wenn man bereit ist, das eigene Fachinteresse ganz zurückzustellen, erlahmt die Anteilnahme an dem Gebotenen, das sich oft kaum über das Niveau der Nacherzählung und Paraphrase erhebt: Dabei stolpert der Leser immer wieder über das Phrasendeutsch der letzten oder vorletzten literarischen Mode oder stößt gar auf Ungeheuerlichkeiten in Sinn und Form, wie: „Schwerlich hätte er Lust gehabt, einen solchen (Gegenbesuch) seinem Übersetzer Lunatscharsky abzustatten, an dessen Geist und Persönlichkeit er sich, kurz bevor er mit Lenin von Zürich zur Anstiftung der bolschewistischen Revolution nach Rußland reiste, erfreut hatte" (Seite 81).

Der Fachpsychologie wird Raum gegeben durch die Erörterung der Frage: Introversion oder Extraversion. Spitteler wird als „Introvertierter" klassifiziert, obgleich für die entgegengesetzte Einreihung ebenso wichtige Gründe sprechen, denn ein Dichter, der den Roman verwarf und das Epos wählte, weil es den Geschehnissen und Gestalten der Außenwelt ganz gewidmet sei und für Psychologie keinen Platz habe, dem seine eigenen seelischen Erlebnisse nur als „Visionen", als Bilder und Vorgänge wahrnehmbar und faßbar wurden, könnte mit gutem Recht als „extravertiert" bezeichnet werden. Es hätte keinen Sinn, darüber zu rechten; beide Meinungen beweisen durch ihre Inhaltslosigkeit, daß diese Art von oberflächlicher und gegenstandsferner Typenbildung nicht den geringsten Wert hat.

Trotzdem wäre es voreilig, sich von dem Buch verstimmt abzuwenden, denn es entschädigt für manche Schwäche durch eine ausführliche und genaue, auch nicht ganz ohne psychologische Einsicht dargestellte Biographie Spittelers, die dem Verfasser unseren Dank sichert. Wir ergreifen die Gelegenheit, die wesentlichen Tatsachen aus dem Lebenslauf des Mannes, dem diese Zeitschrift ihren Namen schuldet, an der Hand des Buches zu berichten.

Carl Spitteler wurde am 24. April 1845 in Liestal, Basel-Land, geboren. Seine Eltern waren aus biederem Schweizer Bürger- und Bauernblut, die Mutter kaum achtzehnjährig, der Vater bedeutend älter, ein jovialer Haustyrann, strebsam und tüchtig, eitel und aufbrausend, mit beiden Füßen auf dem festen Boden des Praktischen und Nützlichen stehend, allem abhold, was über den Alltag hinaus will.

---

1) Die Schweiz im deutschen Geistesleben, eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von Harry Mayne. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, 308 S.

In den „Mädchenfeinden" ist sein Abbild, in „Konrad, der Leutnant" sein Schattenbild aufbewahrt. Vier Jahre verbringt das Kind in der Heimat, dann wird der Vater, der bis dahin Verwaltungs- und Justizbeamter in Liestal gewesen war, zum Staatskassier ernannt und die Familie übersiedelte nach Bern. Der mit dieser gewiß sehr verantwortungsvollen Stellung verbundene Gehalt war geringfügig und der Knabe wurde zum ersten Male mit dem Druck der Armut bekannt, der ein bedeutsames Motiv zu seinem Leben, ja zu seinem Dichterberufe beisteuern sollte. Er erzählte mir einmal, welchen tiefen Eindruck es auf ihn gemacht habe, daß er seine Mutter weinen sah, weil das Geld nicht reichte, ein dringend benötigtes Paar Schuhe zu kaufen. — Im Jahre 1857 übernimmt der Vater das Amt eines Oberrichters in Liestal und die Familie kehrt in den Heimatsort zurück, der inzwischen nur das Ziel ersehnter Ferienausflüge („Mädchenfeinde") gewesen war. Der Schulbesuch in Basel brachte keine ungewöhnliche Begabung zutage und ließ die schlummernden Kräfte ungeweckt. Dies blieb einem wenig Älteren vorbehalten, den ein außerordentliches Spiel des Schicksals nach Liestal verpflanzt hatte.

Ein Geistlicher des Zisterzienserstiftes Heiligenkreuz bei Wien war in seinem Glauben wankend geworden. Von der Liebe zu einer jungen Künstlerin hingerissen, brachte er es zuwege, sich in der Burgkapelle mit ihr trauen zu lassen. Schließlich entfloh er den geweihten Mauern und langte mit Weib und Kind in der Schweiz an, wo ihn die Liestaler aus Katholikenfeindschaft und vielleicht auch aus allgemeinem Oppositionsbedürfnis zum Pfarrer wählten. Der älteste Sohn, I. V. Widmann, war hellblickend genug, um an dem unscheinbaren, um drei Jahre jüngeren Spitteler den Stempel des Ungewöhnlichen zu entdecken. Die beiden wurden Freunde und das brachte dem Jüngeren außer der Anregung durch das reichbegabte, übersprudelnde „Wunderkind" Pepi noch den Gewinn, ein Haus mit einer anderen, im Vaterhause unbekannten Atmosphäre kennenzulernen, in der Phantasie und Heiterkeit, Musik und Kunst gediehen. Die Bewunderung, die der vielseitige, leicht produzierende Widmann für den „Dämon" seines Freundes empfand, blieb durchs Leben erhalten, obgleich er jahrzehntelang fast der einzige Gläubige und Verkünder dieser Größe war. Was Spitteler über das Poetentum Widmanns in späteren Jahren empfand, hat er nie ausgesprochen, es läßt sich aber leicht aus „Imago" herauslesen.

Die erste Liebe tritt in das Leben des Fünfzehnjährigen. Der Bruder von Spittelers Mutter war in Bombay gestorben und seine junge Witwe, Sophie Brodbeck, kehrte mit ihren beiden Töchtern in die Schweiz zurück. Zwischen ihr und dem Neffen entstand eine innige Seelengemeinschaft, zu der der ältere Freund als Dritter im Bunde der schwärmerisch Beglückten hinzutrat. In diesen „obersten Räumen der Seele" lebend, erkennt der Jüngling sein Künstlertum, aber sein erstes ist nicht, wie bei so vielen anderen, sich als Künstler schaffend oder auch nur nachschaffend zu bewähren, sondern zu opfern und zu verzichten. Seine eigentliche Schöpfergabe sei in Musik und Malerei, aber, so entscheidet er sich, er müsse beide aufgeben, weil es — mit siebzehn Jahren — zu spät sei, technische Vollkommenheit zu erreichen und ihm auch kein Weg der Ausbildung offenstehe.

Einzig die Poesie lasse sich ohne äußere Hilfe meistern und deswegen wähle er sie, „die ihm gar nichts bedeutete".

Inzwischen war das Verhältnis zum Vater, der in allen künstlerischen Dingen einfach Arbeitsscheu, Verzärtelung und Narrheit sah, völlig unleidlich geworden.

Mit dem Jusstudium, zu dem er den Sohn mehr gezwungen als geführt hatte, wußte hinwiederum dieser nichts anzufangen. Es gab die wohlbekannten, unerquicklichen Familienszenen, unter denen der sensitive Jüngling fürchterlich gelitten haben muß (der „Narrenstudent" in „Mädchenfeinde"). Im Herbst 1864 verwandelte sich auch das, was ihm Glück gewesen war, in Tragödie: Sophie Brodbeck verlobte sich mit I. V. Widmann. Im November verließ Spitteler das Vaterhaus und nun folgte, was im „Olympischen Frühling" die Dionysos-Episode bildet: das Herumirren im winterlichen Gebirge, ekstatischer Kampf gegen alles, was ihn an die Erde fesselt, und das Zusammenbrechen. Ein freundliches Luzernermädchen las ihn auf und brachte ihn heim zu ihrem Vater, der den Fremdling gastfreundlich aufnahm, bis ihn beide gesund gepflegt hatten. Schließlich kam die Aussöhnung mit dem Vater zustande, der Sohn durfte das Jusstudium an den Nagel hängen, allerdings nur um dafür die Theologie einzutauschen. Die nächsten drei Jahre — zwei in Zürich, eins in Heidelberg — vergehen im Ringen um die dichterische Form, da er sich gezwungen fühlt, sie ohne Rücksicht auf das von Vorgängern Geleistete gewissermaßen ganz neu zu erfinden. Das im Studium Versäumte holt er am Schluß mit Energie ein und besteht das Examen. Es blieb ihm erspart, einen Glauben, den er längst aufgegeben hatte, zu verkünden. Durch eine Reisebekanntschaft seiner Mutter erhielt er den Antrag, den Sohn einer russischen Adelsfamilie für das Pagenkorps vorzubereiten.

Den kleinen häuslichen Verhältnissen enthoben und ohne Sorgendruck verlebte er die nächsten 8 Jahre in Rußland als Lehrer und Hausgenosse erst einer finnischen, dann einer baltischen Adelsfamilie. Die Visionen des „Prometheus" erfüllten seinen Geist, ohne zur Gestaltung oder gar zur Niederschrift zu kommen.

Ein Jahr nach dem Tode des Vaters kehrt Spitteler nach der Heimat zurück, um für die Mutter zu sorgen, die bis zum Lebensende seine Hausgenossin blieb. Die ältere Tochter der verlorenen Geliebten, Ellen Brodbeck, die er damals, als er ihre Mutter schwärmerisch verehrte, als wilden Rangen gekannt hatte, war ihm bei einem früheren Heimatbesuch als junges Mädchen entgegengetreten — ein verändertes Wesen, an das er aus der Fremde Briefe gerichtet hatte, deren neckischer Ton ein tieferes Wohlgefallen kaum verbarg. Der Heimgekehrte fand sie versagt, „ein abgeschnitten Stücklein Brot", verheiratet mit dem Professor der Germanistik Vetter. Die Geschichte der Leidenschaft, die ihn nun ergriff, hat der Dichter in „Imago" niedergeschrieben. Der „Prometheus" entstand und wurde 1880 veröffentlicht. Das einzigartige Buch fand das Schicksal, das er sich selbst, eben wegen seiner Einzigart, prophezeit hatte: vollste Nichtbeachtung, die den Schöpfer, trotz seines Vorauswissens, im Tiefsten traf und entmutigte. Dazu kam die Lebensnot, die ihn zum Broterwerb zwang, erst als Schullehrer, dann als Journalist, und damit sein Schaffen lähmte. Denn seine Zeit säuberlich einzuteilen, zwischen einem „pro-

saischen" Beruf und poetischen Hausfreuden, dazu war er nicht der Mann. Für ihn war alles Poesie — oder nichts. In diesen Jahren entstand zwar auch mancherlei, die verschiedensten Formen der Prosaerzählung wurden versucht und oft gemeistert, aber es blieb alles halb lebendiges Schattenspiel.

Am Ende dieser Periode — 1892 — finden wir Spitteler verheiratet, Vater zweier Töchter, der täglichen Sorge enthoben in angesehener Stellung (Feuilletonredakteur der „Zürcher Zeitung"), aber in tiefer, durch Resignation nur wenig gemildeter Trauer darüber, daß ihm das Schicksal die Künstlerlaufbahn für immer versperrt habe.

Ein Vermögensanfall nach dem Tode seiner Schwiegereltern machte es ihm möglich, seine Stellung aufzugeben und in Luzern Haus und Garten anzukaufen.

Der fast Fünfzigjährige ging wieder an die Arbeit: »Ja, der ‚Olympische Frühling' sollte ein Grabstein sein, den Carl Spitteler dem Felix Tandem (Pseudonym des ‚Prometheus'-Autors) setzt, zu Ehren seiner schwarzen Dame und zum Andenken an hohe große Stunden während des Prometheus. Die Aufforderung zum „Olympischen Frühling" lautete: „Zeig ihnen, ehe Du stirbst, was wir ungefähr etwa gekonnt hätten, wenn uns die feigen Geier nicht unser Leben gestohlen hätten." (Brief an Grete Klinckerfuß.)«

Es kam anders. Nicht als ein Grabstein, als ein von Himmelsglanz und Firnlicht umstrahlter Hochgipfel steht der „Olympische Frühling" da, umgeben von den anderen Meisterwerken der Reifezeit: „Imago", „Konrad der Leutnant" und „Meine frühesten Erlebnisse".

Von hier an ist über das Leben nichts mehr zu berichten — es ging im Schaffen auf. Schließlich kam auch der Ruhm: ungerufen stellte sich der langentbehrte an die Seite des Meisters. Sein letztes Hinaustreten in die Welt und ihre Geschäfte war der Zürcher Vortrag, in dem er sich zum Anwalt der verletzten Neutralität machte. Das Toben darüber hat den mit seinem Alterswerk Beschäftigten nicht verletzt, kaum berührt. Fast 80jährig starb er am 29. Dezember 1924.

Spittelers Kunst sei im Zeichen der Energeia gestanden, meint Faesi und hat damit gewiß recht. Er gehörte zu jenen, die nicht darauf warten, bis ihnen die Früchte in den Schoß fallen, sondern eher einem allzuleicht geglückten Werk mißtrauen. Aber Energeia ist nur eine der Formen, in die sich die „strenge Frau", die sein Schaffen beherrschte, zu wandeln liebte, der wahre Name ihrer Urgestalt ist Pathos, das Leiden.

Nur was mit Leiden erkauft war, hatte für ihn Wert. Um sich der Dichtkunst ganz hingeben zu können, mußte er erst sich selbst davon überzeugen, daß er ihr seine beiden Lieblingskünste, Musik und Malerei, aufgeopfert habe, wie Prometheus seiner Seele den Löwen und die Hündlein seines Herzens. Die große Leidenschaft, die aus Theuda die „Imago" machte, konnte erst entstehen, als „Fräulein X" unerreichbar und unnahbar geworden war. Aus dem Schmerz über das Unbeachtetbleiben des „Prometheus" und dem Dulden und Entsagen in den Jahren, die ihm folgten, entstand der „Olympische Frühling".

Der — das mindeste zu sagen — ungeliebte Vater kehrt in vielen, bald mehr,

bald minder deutlich erkennbaren Gestalten der Dichtung wieder. Faesi macht darauf aufmerksam, daß eine Muttergestalt fast vollkommen fehlt — obgleich Spitteler seine Mutter zärtlich liebte. Für seine treusorgende Frau finden sich ein paar Verse, die nichts von der himmelragenden Größe der „Imago"-Leidenschaft haben. Seine Liebe mag auch denen gehört haben, die ihm Schmerzen ersparten, seine Phantasie und Schaffenskraft entzündete sich nur an jenen, die ihm wehe taten. An die Stelle der schützenden Mutter tritt eine Reihe von zürnenden, drohenden, gefährlich-verlockenden und vernichtenden Frauen, an ihrer Spitze Hera und der Tod.

Pathos ist für Spitteler der einzige Weg zur Größe. Die Größe selbst aber besteht darin, Pathos umzuschaffen in die Beglückung der anderen:

„... Ich dachte, mich trifft's, ob ich leide,
Den andern, dacht' ich, schuld' ich heit're Ohrenweide."

Träume und Visionen in der Religion der Indianer Nordamerikas

Von

Eckart v. Sydow
Berlin

Die Rolle, die in der psychoanalytischen Theorie und Praxis mit Recht dem Traumleben zuerteilt wird, ist so groß, daß die Frage sich von selbst aufdrängt, welche Rolle denn dem Traumleben in außereuropäischen Kulturkreisen zukommt. Diese Frage weist auf das große Material der Völkerkunde und Volkskunde hin, das noch der psychoanalytischen Bearbeitung harrt. Je nach der Wahl des Beobachtungsgebietes wird vermutlich die Antwort verschieden ausfallen. Es ist selten, daß das Traumleben als ein positiver schöpferischer Faktor gewertet wird, der auch im realen Leben eine anerkannte Rolle spielt. Zu diesen seltenen Fällen gehört das Indianertum Nordamerikas. Hier finden wir vielfach, daß die Visionen und Träume eine hervorragende Aktionsfähigkeit besitzen, und zwar in doppeltem Sinne: einmal haben sie eine Brücke vom Menschlichen zum Übermenschlichen zu schlagen, dann aber auch die weitere Funktion, die Sphäre des Übermenschlichen in das irdische Dasein hereinzuziehen und dem Menschen in nutzbare Nähe zu bringen. In beiden Fällen bilden sie ein allgemein anerkanntes Moment des Lebens, ganz im Unterschied zu unserer Existenz, bei der wir den Traum nur als verborgene, heimlich sprudelnde Quelle aufzufassen gewohnt sind. Gewiß sind auch diese gewissermaßen anonymen Träume vorhanden und man hat sich auch da und dort um ihre Deutung bemüht. Aber abseits und oberhalb dieser rein privaten Sphäre liegt ein anderes Gebiet, das die Träume und Visionen umfaßt, die wir als religiös bezeichnen müssen. Denn einmal

zeichnen sie sich in subjektiver Hinsicht durch jene Betontheit des Erlebnisses aus, für die die amerikanische Literatur den Ausdruck „thrill" verwendet, und dann handelt es sich in objektiver Hinsicht um die Begründung oder Aufrechterhaltung von Beziehungen zu übermenschlichen Wesenheiten.

In terminologischer Hinsicht bemerken wir im voraus, daß wir mit den Termini „Vision" und „Traum", falls keine nähere Bestimmung erfolgt, sowohl den Wachtraum als auch den Traum im eigentlichen Sinn bezeichnen. Denn die Berichte erlauben nicht immer eine klare Unterscheidung.

Die große Bedeutung, die dem visionären Element in der geistigen Kultur der Indianer zukommt, ist von der Forschung mehr als einmal anerkannt worden. Zuletzt hat Robert H. Lowie[1] in einem ausführlichen Vergleich verschiedener religiöser Typen dem Stamm der Crow-Indianer eine umfangreiche Darstellung gewidmet, in der er die ausschlaggebende Bedeutung der Vision für diese Indianer in die hellste Beleuchtung rückt. Andere Arbeiten haben sich mit speziellen visionären Erscheinungen beschäftigt; am wichtigsten ist eine Studie von R. F. Benedict.[2]

Ich gliedere nun meine Ausführungen so, daß ich zunächst einige ausführliche Berichte aus verschiedenen Gebieten Nordamerikas anführe, um die typischen Gesamtkomplexe sichtbar zu machen, und wende mich dann der Analyse des Inhaltes der Visionen zu.

I. Vision als vereinzeltes Erlebnis

Ich skizziere nun Träume, die als einmalige oder als vereinzelte Erlebnisse zu gelten haben; und zwar zuerst solche Phänomene, in denen die Haupttendenz der Lebensführung eine anschauliche Gestalt gewonnen hat — sodann Phänomene, die einzelne Ereignisse des Lebens betreffen.

An erster Stelle sind die Fastenträume zu nennen, in denen man Schutzgeister gewinnt. Die autobiographische Erzählung eines Ojibwä-Indianers (Zentral-Algonkin am Oberen See) über seinen Fasten- und Lebenstraum gibt J. G. Kohl in „Kitschi-Gami" (Bremen, 1859, I, 309 ff.) wieder.

Der Indianer, Helles Wolkenhaupt genannt, berichtet, wie er als heranwachsender Knabe von seinem Großvater beiseite genommen wurde: „Jetzt ist es hohe Zeit, daß ich dich in den Wald führe und daß du fastest, damit dein Gemüt sich befestigt, damit etwas für deine Gesundheit geschieht und damit du deine Zukunft und deine Bestimmung erfährst." Der Großvater führte den Knaben dann tief in den Wald, suchte eine hohe Tanne aus und bereitete ihm in ihren Zweigen ein Lager, auf dem er sich zum Fasten niederlegen sollte. Unter keiner Bedingung dürfe er etwas genießen, weder essen noch trinken; auch sollte er sich nicht vom Lager erheben, sondern immer still liegen, Tag und Nacht, ganz auf sich selbst beschränkt, und der Dinge harren, die da kommen würden. — Doch blieb dies Unternehmen zunächst erfolglos, da der Knabe, den Qualen des Durstes und des Hungers nicht gewachsen, die Vorschriften der Enthaltsamkeit übertrat. — Im nächsten Frühjahr aber folgte ein zweiter Versuch, der diesmal von Erfolg gekrönt war. Die ersten Fastentage

1) Primitive Religion. London 1925.

2) Ruth Fulton Benedict: „The Concept of the Guardian Spirit in North America" (Memoirs of the American Anthrop. Assoc., No. 29, Menasha, Wis., U. S. A., 1923) — zitiert: Benedict.

erschienen ebenso schrecklich wie das erste Mal und der Knabe konnte vor Hunger und Durst nicht schlafen. Dann aber verfiel er in einen „träumerischen und halb starren Zustand“ und schlief ein. „Aber bloß mein Körper (so sagt er) schlief; meine Seele wurde frei und wachte.“ Aber erst in der achten Nacht hatte er die erwartete Vision. Da vernahm er ein Rauschen in den Zweigen, wie wenn ein schwerer Bär oder ein Elentier durch die Wälder bricht. „Der aber,“ (so geht der Bericht wörtlich weiter,) „welcher sich mir näherte, wer es immer gewesen sein mag, erriet meine Gedanken und sah meine Furcht schon von ferne und er ließ es daher, indem er ganz zu mir heranschwebte, gemacher und stiller angehen und ließ sich sanft und milde auf die Zweige des Baumes, mir zu Häupten, nieder. Darauf ... fragte er mich: ‚Fürchtest du dich, mein Sohn?‘ — ‚Nein‘, erwiderte ich, ‚jetzt schon nicht mehr.‘ — ... — ‚Warum fastest du?‘ — ‚Um Stärke zu erlangen und mein Leben zu wissen.‘ — Der Geist: ‚Das ist gut; denn es trifft trefflich zusammen mit dem, was eben jetzt anderwärts für dich geschieht. Es steht ganz in Harmonie mit dem Auftrage, den ich an dich habe. Gerade in dieser Nacht hat man sich über dich und dein Wohl beraten; und ich bin gekommen, dir zu sagen, daß der Ratschluß dir sehr günstig war. Ich bin beauftragt, dich einzuladen, damit du selber schauest und vernähmest. Komm, folge mir.‘ “ Darauf erhob sich der Träumende und folgte dem Geist, der eine wolkenhafte Gestalt angenommen zu haben scheint, durch die Luft gen Osten. Sie trafen auf ein Wigwam, in welchem sich eine außerordentliche Ratsversammlung um vier Männer versammelt hatte. Als der Träumer hinabblickte, sah er die Erde in ferner Tiefe vor sich wie ein vierzipfeliges Tuch ausgebreitet. Über sich aber sah er den ganzen Himmel. Nun wird er vor die Wahl gestellt, ob er nach oben oder nach unten gehen wolle. Er entscheidet sich für den Weg nach oben. Auf einer Art Leiter klimmt er in die Höhe und kam zu einem Platz, wo rund um eine Säule herum vier weißhaarige Greise in freier Luft saßen; eine blendend weiße Kuppel wölbte sich über ihnen. Höher durfte er nicht steigen. — „‚Zu Weiterem‘, rief man ihm zu, ‚haben wir nicht Erlaubnis für dich ... Du findest hier ... alle guten Gaben Gottes: Gesundheit und Stärke und langes Leben und alle Geschöpfe der Natur. Blicke unsere weißen Haare an; auch dein Haar soll so werden. Und damit du Krankheit vermeidest, empfange diese Büchse mit Medizin. Gebrauche sie in der Not. Und bist du in Bedrängnis, da erinnere dich deiner Entzückung und sei unser eingedenk und alles dessen, was du bei uns siehst. Wenn du zu uns betest, so wollen wir dir helfen und dir beistehen beim Meister des Lebens. Blick noch einmal um dich! Schau, überlaß dich der Entzückung und vergiß nicht! Alle die Vögel und Adler und wilden Tiere und alle die anderen Tiere, die du in unserem Wigwam in Fülle flattern und laufen siehst, wir schenken sie dir. Du sollst ein tüchtiger Jäger werden und sollst sie alle schießen.‘ — Ich schaute eine Zeitlang die unermeßliche Fülle von Wild und Vögeln an, die sich in dieser Himmelskuppel drängten, und war ganz verloren in diesen Anblick.“ Der Träumer steigt dann wieder hinab zum großen Rat und die vier Männer heißen ihn willkommen: „‚... Vergiß nichts von dem, was man dir sagte. Und alle, die hier herumsitzen, werden auch deiner gedenken. Sie sind allesamt deine Schutzgeister und werden für dich beten.‘ “ — Damit war die Vision abgeschlossen. Der Träumer erwachte — drei Tage, meint er, hätte er starr und bewußtlos wie ein Leichnam dagelegen.

In dem gleichen Werk (l. c., II, 239) ist übrigens eine Ritzzeichnung auf Birkenrinde reproduziert, die den Lebenstraum eines anderen Indianers darstellt: der Träumer liegt am Boden und sieht den Himmel offen über sich ausgespannt — sein Gewölbe ist voll von Vögeln, Hirschen, Elentieren, Rehen usw., auch der französische Handelsmann, an den er seine Pelze für europäische Waren verhandelt, fehlt nicht.

Eine andere Auffassung solcher Tiererscheinungen scheint bei den benachbarten Menomoni bestanden zu haben, falls wir dem Bericht von Mooney (14. Ann. Rep. Bur. Ethn., Washington, 1896) trauen dürfen. Nach ihm wird diejenige Erscheinung unter den Tieren und Vögeln, die sich dem Fastenden zuerst klar einprägt, als spezielle Gabe des Großen Geheimnisses angenommen und galt späterhin als Ratgeber in Zeiten der Ungewißheit; als Warner, wenn der Indianer in Gefahr war, oder als Vermittler mit den übergeordneten manidos, wenn eine spezielle Macht- oder Einflußsphäre erwünscht war.

Aus dem Gebiet des Sioux-Stammes der Winnebägo hat Paul Radin ein paar sehr instruktive Erzählungen gesammelt und übersetzt.[3] Der eine Bericht gibt eine Lieblingserzählung der Winnebägo wieder, und zwar über den Versuch, durch Fasten eine Verbindung mit dem Weltschöpfer herzustellen.

Die ihm untergeordneten Geister, die über das Leben, den kriegerischen Erfolg usw. verfügen, erscheinen ihm zu gering — er ist entschlossen, den Schöpfer selbst, von dem die *spirits* ihre Macht ableiten, für sich günstig zu stimmen. Manche Trugerscheinungen führen ihn irre, selbst die Opferung des kleinen Sohnes bringt ihn nicht zum Ziel. Schließlich aber erbarmt sich der Weltschöpfer seiner Hartnäckigkeit, segnet ihn, verleiht ihm langes Leben in auskömmlichen Umständen und erscheint ihm als ein Lichtstrahl, der vom Himmel auf die Erde fällt.

Der zweite Bericht beschreibt die Fastenerlebnisse des Schamanen Donnerwolke.

Zu Beginn der Vision erhält er von den Geistern der wolkigen Höhe die Belehrung über das, was er zu tun habe. Zunächst lassen sie ihn seine Zauberkraft erproben, und zwar an einem morschen Baumstamm, der einen Kranken repräsentiert. Und in der Tat gelingt es ihm, den Baumstamm in einen lebenden Jüngling zu verwandeln. Dann kamen zu ihm die Geister aus dem Schamanen-Dorf in der Mitte des Sees und segneten ihn. Sie begabten ihn mit der Kraft, die Wogen des Sees mit seinem Hauch zu beruhigen. Tabak-Opfergaben, so versprechen sie ihm, würden sie jeweils veranlassen, ihm zu helfen. Auch Gesänge magischer Art schenkten sie ihm und offenbar auch die Gabe, alle möglichen Zauberkunststücke auszuführen. — Auf Grund dieses Traumes wurde er dann ein großer Schamane und Schwarzmagier.

Hier haben wir also Träume, bzw. Visionen vor uns, die einen ganzen Lebensweg aufzeigen und in monumentaler Symbolik präsentieren. Das Charakteristische besteht darin, daß die betreffenden Begabungen, um deren Erlangung es sich handelt, von Schutzgeistern höherer oder niederer Ordnung verliehen werden.

Bei den Prärie-Indianern gehörte das Aufsuchen solcher Schutzgeistervisionen zu den Pflichten jedes Stammesangehörigen. Lowie (l. c., S. 5 f.), dem wir verschiedene Studien über die Crow-Indianer verdanken, berichtet unter anderem über Visionen weniger komplizierten Charakters.

In dem einen Fall fastete ein junger Mann vier Tage, opferte ein Fingerglied der Sonne und betete um Pferde. Da erschienen ihm zwei Gestalten, Mann und Frau, mit Kränzen auf dem Kopf. Sie führten einen Trupp Pferde herbei und forderten ihn auf, eine neue Gruppe des Tabak-Bundes zu gründen. Und in der Tat kam der Träumer in den Besitz zahlreicher

3) „Persönliche Erinnerungen eines Indianers", im „Journ. of Amer. Folk-Lore", 26. Bd., 1923, S. 293 ff.

Pferde; auch rief er eine neue Abteilung des Tabak-Bundes ins Leben, und zwar unter den Bedingungen, die ihm von den Geistern, von denen sich der eine als „Heiliger Tabak" vorgestellt hatte, angegeben worden waren. — Während hier Macht und rituelle Produktivität (die zugleich gesellschaftliche Prominenz, also wiederum Macht bedeutete) verliehen wird, handelt es sich in einem zweiten Fall um Kriegsruhm, der erbeten und in Aussicht gestellt wird. Die Gabe der Unverwundbarkeit wird dem Träumer zuteil, und zwar hier wie auch sonst überall nicht in der Form abstrakter Zusicherung, sondern mit Hilfe einer anschaulichen Vorführung.

Derartige Visionen konnten die gesamte Lebensart eines Menschen bestimmen. Wurde ihm Unverwundbarkeit versprochen, so ward er ein waghalsiger Krieger. Oder wurde er über die Heilkraft von Kräutern belehrt, so widmete er sich der Heilkunde. Oder kam ihm im Traum die Idee ritueller Betätigung, so konnte er ein einflußreicher Schamane werden.

Neben solchen Träumen, die die Richtschnur für ein ganzes Leben abgeben, stehen andere, die sich auf einzelne Ereignisse beschränken, sei es nun, daß es sich um ein einzelnes Haupterlebnis handelt, das vorweggenommen wird, sei es, daß es sich um Erscheinungen geringerer Gewichtigkeit handelt.

Für die erste Gruppe sei ein Beispiel aus dem Gebiet der Sioux angeführt, über das Kohl (l. c., II, 241 f.) berichtet.

Kohl traf einen Indianer, dessen Pfeife eine Darstellung zeigte, die, wie er sagte, „einen herrlichen Traum" darstelle. Er habe diesen Traum schon vor 20 Jahren gehabt und dieser stehe mit der größten Heldentat seines Lebens, der Erlegung von vier Ojibwä-Indianern, in Verbindung. Dieser Traum aber hätte folgenden Verlauf genommen: Nachdem er lange gefastet, gesungen und die Trommel geschlagen, habe es ihm geschienen, als träte er in einen Tempel, ein großes Medizin-Wigwam. ... Da hätten ringsherum viele alte, weise Männer, die Krieger und Häuptlinge des Stammes aus alter Zeit, gesessen. Die hätten ihn willkommen geheißen und hätten ihn in das Innere des Tempels eingelassen und ihm erlaubt, neben dem großen Stein in der Mitte die Trommel zu rühren und zu Ehren des großen Geistes zu singen. An einem großen Baum über ihm hätte die große Friedenspfeife, mit Federn geschmückt, gehangen. Wie er da mitten in diesem Kreis der Männer gebetet und gesungen, da habe er von weitem durch die Lüfte etwas herannahen sehen ... Allmählich aber habe er bemerkt, daß es zwei Kanoes waren, die über dem Boden dahinschwebten, und in jedem der Kanoes hätten zwei Männer aus dem Volke der Ojibwä gesessen. Die Gesichter dieser seiner Feinde wären geschwärzt gewesen und sie hätten ihren Todesgesang gesungen. Die Männer und die Kanoes wären ganz nahe bis zum Eingang des Tempels schwebend herangekommen, als plötzlich der Boden sich in einem breiten Loch aufgetan und gespalten hätte. Die Männer seien mit den Kanoes in das Loch hineingeschifft und der Boden habe sie ... dicht vor seinen Augen und Füßen verschlungen. — Gleich darauf sei das ganze Traumbild zerronnen. Doch habe er nun gewußt, daß es ihm bestimmt sei, vier Ojibwä zu töten, und er ... habe sich hineingeschlichen in das Land der Ojibwä, habe die vier Männer richtig in ihren Kanoes an dem bestimmten Platz — denn auch dieser war ihm im Traum, ich weiß nicht wie, angezeigt — gefunden und habe sie einen nach dem andern erlegt und auch ihre vier Skalps heimgebracht.

Hier haben wir es mit einem isolierten Faktum innerhalb eines Lebens zu tun, das an sich, wie es scheint, von praktischer, nach außen gerichteter Tätigkeit erfüllt ist. Das gleiche Verhältnis gilt grundsätzlich auch von anderen Visionen, bei denen es sich

um einmalige Erlebnisse handelt, auch wenn sie für das Leben bestimmend geworden und insofern als außergewöhnliche Erlebnisse zu bewerten sind.

So hatte ein berühmter Irokesen-Häuptling einen Traum, dessen Deutung ihm erst nach dreitägigem unermüdlichen Herumfragen zuteil wurde, und zwar erhielt er die Auskunft, daß der Traum die Niederlegung seiner Häuptlingswürde bedeute. Und in der Tat realisierte der Häuptling alsbald den Traum: er legte seine Würde nieder![4] Die gleiche Intensität im Ernstnehmen der Träume und Visionen tritt uns übrigens auch sonst bei den Indianern vielfach entgegen.

Eine Mittelstellung zwischen den Visionen, die die Lebenshaltung kennzeichnen und beeinflussen, und den Visionen, die wie ein erratischer Block auf dem Lebensweg angetroffen werden, haben Erscheinungen von Schutzgeistern inne, die wir an der Nordwestküste Nordamerikas antreffen. Hier erwirbt der Jüngling aus guter Familie seinen Schutzgeist vor dem Eintritt in Geheimbünde, die im Winterhalbjahr große Zeremonien veranstalten, die der bildenden Kunst jenes Landstrichs höchst bedeutsame Impulse gegeben haben. Vor der Aufnahme in diese Bünde verbringt der Jüngling eine Zeit im Wald, um dort seinem Schutzgeist zu begegnen. Und in der Tat hören wir von solchen Begegnungen aus dem Gebiet der Selisch und der Kwakiutl.[5] Aber wir haben es hier mit einer weniger ausgeprägten Form zu tun, als im Gebiet der Zentral-Algonkin und Prärie-Indianer. Denn einmal ist der junge Nordwestamerikaner angewiesen auf denjenigen Geist, der seinem Ahnherrn erschienen ist und nun ihm wieder erscheint, und dann ist diese Erscheinung nur während der Winterszeit von Bedeutung. Daher ist die Bemerkung von Boas in einem seiner Berichte verständlich, daß man den Jüngling während seiner Waldzeit keineswegs im Walde vermutet, sondern in einem Zirkel, in welchem er auf seine Teilnahme an den kommenden Zeremonien vorbereitet wird. Andererseits aber bildet Boas (l. c., VI, 13) selbst Hauspfähle ab, die mit den Figuren von Schutzgeistern beschnitzt sind, die er während seiner Vorbereitungszeit sah, und die Gesichter dieser Figuren waren immer bedeckt, da der Hauseigentümer nicht fortwährend an seine übermenschlichen Helfer und Freunde erinnert werden sollte. Derartige Visionen scheinen also ernst aufgefaßt worden zu sein, wenn auch ihr Material konventionalisiert ist.

Nicht immer hatten die Träume eine so einschneidende Wirkung, wie in den eben zitierten Fällen. Man bezog das Traumleben auch auf die Ereignisse des Alltags, wenn man über die nächste Zukunft Klarheit gewinnen wollte und in diesem Sinne einen richtunggebenden Traum benötigte.

In manchen Fällen haben wir es mit so oft sich wiederholenden Träumen zu tun, daß sie gewissermaßen als zum Beruf gehörig aufgefaßt werden — so wenn wir von einem besonders erfolgreichen Jäger hören, daß er in jeder Nacht eine Vision des Wildes hatte, das er jagen wollte.

Eine Stellung für sich können die Mohave beanspruchen, ein Stamm am Colorado-

4) Morgan: „The League of the Iroquois", I, 205 A 1.

5) Boas in Rep. on N. W. Tribes of Canada, in Brit. Assoc. f. the Advancement of Science, V, 57, VI, 12 f., 26/27, 63, 71.

fluß. In seinen Studien meint Krober,[6] daß die Wichtigkeit von Träumen in seiner Religion ungewöhnlich groß und wohl ohne Parallele in anderen Gebieten Nordamerikas sei. Auf Träumen beruhen hier nicht bloß die magischen Kräfte der Schamanen, sondern auch die Gesänge und Mythen, Tapferkeit und Kriegsruhm, Erfolg im Spiel und bei Frauen usw. Fast alle Zeremonien werden ausgeführt, weil sie geträumt worden sind, d. h. auf übernatürlichem Wege erhalten wurden, und zwar vom Gott Mastamho am Anfang der Welt. Von allen Mythen und selbst von den mehr historischen Legenden des Stammes nimmt man nicht an, daß die Erzähler sie gehört oder gelernt haben, sondern daß sie die Ereignisse ihrer Träume gesehen haben. Da man meint, daß die Träume vor der Geburt und Kindheit stattgefunden haben, so fehlt hier die sonst übliche Verbindung mit Fasten, Einsamkeit, Gebet. Ebensowenig gibt es einen Zusammenschluß der Menschen mit gleicher Vision. Denn Leben und Vision ist hier eng miteinander verflochten.

II. Visionen als Beruf

Die mystischen visionären Erlebnisse, die den Schamanen zuteil werden,[7] sind gewöhnlich von geringerer Pathetik als die Erlebnisse, von denen soeben die Rede war. Das ganze Leben und Wirken des Schamanen hat zur anerkannten Voraussetzung die Gabe zu träumen und Träume zu deuten, wenn auch bei ausgebildeterem Ritensystem dem visionsfähigen Schamanen eine höhere Rolle zukam als dem Träumer (vgl. unten S. 103). Die Aufgaben beider Berufsgruppen sind mannigfaltig und beziehen sich auf das gesamte private und öffentliche Leben, auch wenn eine öffentlich anerkannte Stellung ihnen nicht zuteil wurde. Der Schamane hatte hauptsächlich drei große Gebiete zu beherrschen: Krankenbehandlung, Voraussage der Zukunft und, auf Grund besonderer Sachkenntnis, die Durchführung der Riten. Bei alldem spielte die Vision und der Traum eine ganz große Rolle. Wir führen nur ein paar Beispiele an.

Bei den Pawnee gehörte zur Initiation des Schamanen die Vision der Einführung in vier bis fünf „*animal lodges*", in denen ihm Zauberkunststücke vorgeführt und magische Kräfte verliehen werden. — In Kalifornien fährt der Schamane bei Krankheitsfällen eventuell in die Unterwelt, um dort die Seele des Kranken zu suchen. Von hervorragender Bedeutung ist die übernatürliche Diagnose und Krankenbehandlung im allgemeinen, wie sie Bartels in seiner „Medizin der Naturvölker" (1893; S. 157 bis 207) dargestellt hat. — Bei den Kwakiutl ist nach dem Bericht von Boas[8] der Schamane bei dem Verbrennen der Leichen zugegen. Denn er als einziger kann die Seelen der Toten sehen und beobachten. Er paßt auf, ob sie das Essen nehmen und ob sie auch nicht von neidischen anderen Seelen gestört werden — in diesem Fall muß er die fremden Seelen vertreiben. Manchmal träumt der Schamane, daß die

6) American Anthropol., IV. Bd., 1902, S. 280; Handbook of Indians of California, 1925, S. 754.

7) Ich nehme hier „Schamane" im Sinne der zusammenfassenden Bezeichnung für „Medizinmann", bzw. Schamane im eigentlichen Sinne, und „Priester". Über die unterscheidenden Merkmale beider Gruppen siehe Wissler: „The American Indians" (1922), S. 199 ff., ferner Benedict, l. c., S. 67 ff.

8) „Journal of American Folk-Lore", 45. Bd., 1932, S. 211.

Seelen sehr arm sind und von den Lebenden das Verbrennen von Essen und Kleidern fordern, das ihnen zugute kommen soll.

III. Verselbständigung und Fixierung der Vision

Mit der Berufsmäßigkeit in engem Zusammenhang scheint ein merkwürdiger Prozeß zu stehen, der zur Verselbständigung und Beständigkeit eines Teiles der Gesamtvision führt. Denn es bilden sich bestimmte Erscheinungen visionärer Art heraus, die sich durch ihre Festigkeit und ihr Distanzgefühl auszeichnen. Das sind Hilfsgeister und verwandte Erscheinungen.

Als Hilfs- und Schutzgeist hatte z. B. der Schamane der Penobscot (Algonkin-Stamm an der nordöstlichen Küste) eine Tiergestalt, deren er sich zu allen Zwecken bedienen konnte.[9] Der Helfer kämpfte und arbeitete für den Schamanen. War er abwesend, so war der Schamane kraftlos. Andererseits geschah auch dem Schamanen all das, was dem Helfer widerfuhr. Eine Legende berichtet von dem Siege eines Schamanen über den anderen, den er dadurch errang, daß er den Helfer des Gegners gefangen nahm. Gelegentlich versicherten Schamanen, sie hätten bis zu sieben Helfern; im allgemeinen begnügten sie sich aber mit einem.

Konzeptionen von Schutzgeistern finden wir auch an der Nordwestküste, und zwar in höchster Ausbildung bei den Tlingit.[10] Der Ruf eines Schamanen hängt dort von der Anzahl der Geister ab, über die er gebieten kann. Er hat seine eigenen Geister, für die besondere Namen und Gesänge existieren. Bei ihren Produktionen sehen sie eine Anzahl verschiedener Geister aus verschiedenen Klassen und mit verschiedenen Gesichtern, die aber nicht auf einmal, sondern einer nach dem andern erscheinen. Ausdrucksvolle Masken stellen diese Geister dar. Die Schamanen legen stets die Maske desjenigen Geistes an, den sie vor sich sehen, und wechseln auch ihren Schmuck je nach der Tracht des Geistes.[11]

Die merkwürdigste Gruppe von berufsmäßigen Visionen bezieht sich auf die sogenannten „*pains*" (Schmerzen), deren Vorstellung in Kalifornien eine Rolle spielt. Es handelt sich nicht um Geister, sondern um Krankheitsgegenstände, die für Nicht-Schamanen unheilvoll sein würden. Diese *pains* sind lebendig und bewegen sich, aber sie gelten als winzige, konkrete Dinge ganz ohne menschliche Gestalt. Der Schamane erwirbt sie durch einen Traum, in welchem ein Geist (anscheinend zumeist ein Ahne mit schamanistischer Macht) sie ihm gibt oder in seinen Körper versenkt. Darauf folgt ein langes Training durch andere Schamanen, mit dessen Hilfe der Neuling sich an die Anwesenheit der *pains* in seinem Körper gewöhnt und über sie zu herrschen beginnt.[12]

---

9) Speck, P.: „Shamanism", in Mem. Amer. Anthrop. Assoc. VI, 4, Lancaster, 1919, S. 243 ff.

10) Aurel Krause, Die Tlingit, 1885, S. 283 ff.

11) Das gleiche findet sich anscheinend bei den Haida (nach Swanton, in Mem. Amer. Mus. Nat. Hist., New York, V, 1, 1905—1909, S. 38) und anderen Stämmen der Nordwest-Küste (Boas, in Rep. on the Indians of Brit. Columbia, in Brit. Assoc. f. Advancement of science, VI, 93, X, 59).

12) Kroeber: „Handbook of Indians of California", 1925, S. 852 f.

IV. Visionen als Grundlage von Kulturzeremonien

Neben der Vision als einmaligem Erlebnis, wie sie dem Laien, und neben der Vision als beständig sich erneuerndem oder fixiertem Lebensmoment, wie sie dem Schamanen eigentümlich ist, stehen Visionen, die die Grundlage von kultischen Zeremonien bilden, die in einem Kreise von Menschen feierlich begangen werden, die die gleiche Vision gehabt haben oder an ihr Anteil nehmen wollen.

Eine Fülle von Bünden mit den verschiedenartigsten Zeremonien finden sich bei den Prärie-Indianern. Die Untersuchung, die Robert H. Lowie über die Tabakgesellschaft der Crow-Indianer angestellt hat,[13] ergibt, daß das ganze Zeremoniensystem dieses Bundes von dem Visionsbegriff beherrscht wird.

Der betreffende Tabak wird nicht zum Rauchen verwendet, er hat also eine lediglich religiöse Bedeutung. Nur diejenigen, die ordnungsgemäß in den Bund aufgenommen sind, haben das Recht, ihn zu pflanzen. Diese Einstellung geht zurück auf eine Vision und die spätere Kooptation weiterer Personen durch den ursprünglichen Visionär. Im Lauf der Zeit kamen weitere Offenbarungen hinzu, bis schließlich über 20 verschiedene Abzweigungen existierten, jede mit einem neuen Visionär als Mittelpunkt, und mit dem Kreis derer, die sich von den neuen Visionären adoptieren ließen. Der Vorteil, den die Teilnehmer vom Vollzug der Zeremonien haben, ist rein gesellschaftlicher Art; dennoch, oder gerade deswegen, sind bis in die neueste Zeit große Summen für die Aufnahmebewilligung gezahlt worden. Diese Aufnahmezeremonie vollzieht sich so, daß der Neuling zunächst mehrere Monate lang eine Unterweisung in den Gesängen des Bundes erhält; dann wird er in feierlicher Prozession in eine Hütte geleitet, wo er und die anderen Mitglieder den Tabak-Tanz tanzen. Darauf folgt ein Dampfbad, das er zusammen mit seinen Gesanglehrern nimmt. Und dann darf er endlich einige Päckchen des kostbaren Samens und andere heilige Objekte mitnehmen. — Zu dieser Zeremonie treten andere Züge hinzu. So die Erzählung kriegerischer Erfolge und eine kurze dramatische Repräsentation des Kriegers, der von einem erfolgreichen Kriegszug heimkehrt, den Sieg und den Tabakgarten der Crow beschreibt und eine überreiche Ernte voraussagt. — Im nächsten Frühjahr nimmt der Novize am Pflanzen teil. Und zwar geht auch hier diese wichtige Handlung in durchaus zeremonieller Weise, mit Gesängen und Tänzen verbunden, vor sich.

Die Art und Weise, wie eine Vision, die so zum Wurzelpunkt von Bünden wird, sich vollzieht, zeigt die Erzählung eines Dakota-Indianers, die Wissler aufgezeichnet hat,[14] und die sich auf die Tokala-Gesellschaft bezieht:

„Einst, als der große Vetter meines Großvaters auf einem Kriegszug war, verletzte er sich am Fuß und konnte nicht weitermarschieren. Seine Genossen ließen ihn zurück... Schließlich war er wieder fähig aufzubrechen und weiterzugehen. Am ersten Abend machte er an einem kleinen Flüßchen halt. Während der Nacht hörte er ein Geräusch, das bei Näherkommen wie der Ruf eines Herolds klang, der herankam. Der Herold sagte: ‚Ich bin ausgesandt, um dich einzuladen, von einem, der niemals aus der Schlacht flieht und der niemals dem Feind den Rücken zukehrt. (Man vernahm Trommelschläge.) Dort ist Tanz und du wirst nun etwas erleben. Ich werde dich holen, wenn alles fertig ist.‘ Am nächsten Morgen brach er auf ... und bei Einbruch der Dunkelheit sah er von ferne ein Lager, das er für das seines Volkes hielt. Da erschien der Herold wieder und

13) Anthropological Pap., Am. Mus. Nat. Hist., XXI, 1919, S. 101—200.
14) Anthropological Pap., Am. Mus. Nat. Hist., XI, 1, 1912, S. 62.

sagte: ‚Das ist die Tokala-Zeremonie. Wir wollen dich in unsere Reihen aufnehmen. Nun, schau dir alle Leute gut an. Wenn du heimkehrst, sollst du bei dir die Tokala-Zeremonie organisieren.‘ Während dieser ganzen Zeit hatte der Mann angenommen, daß die Menschenmenge zu seinem eigenen Stamm gehöre, aber das stimmte nicht. Der Herold deutete auf die Lanzenträger und sagte: ‚Wenn du heimkommst, sollst du solche Lanzen machen. Die Pfeile des Feindes werden die, welche solche Lanzen tragen, nicht verwunden können.‘ In der gleichen Weise wurde der Mann über alle Gegenstände, Medizinen und Regeln für die Genossenschaft belehrt. Darauf ging er zu seinem Stamm zurück. Dort verlangte er die Errichtung eines Zeltes und die Vorbereitung für eine Zeremonie ... Und als alles fertig war, ging er hinein und erzählte dem Volke, was er erlebt hatte. Dann begann er den Bund zu organisieren. — Als er später über sein Erlebnis nachdachte, zog er den Schluß, daß ihm der Bund nicht von irdischen Wesen, sondern von Füchsen (*kit-foxes*) gegeben worden sei, die sich als Menschen verkleidet hätten."

Bei den Dakota finden wir auch Traumkulte (vgl. Wissler, l. c., S. 81 ff.). Ihr Ausgangspunkt liegt in Träumen, in denen vier verschiedene Persönlichkeiten auftreten: 1. der Träumer, 2. der Lehrmeister, 3. eine hilfesuchende Persönlichkeit, 4. die medizingebende Persönlichkeit. Im Traum läuft der Lehrmeister als Tier davon, nachdem er als Mensch die Verbindung des Träumers mit der hilfesuchenden Person hergestellt hat. Statt der medizingebenden Person sieht der Träumer Pflanzen, die als Medizin Verwendung finden. Die Teilnahme an dem Kult richtet sich nach dem Tier, in welches sich der Lehrmeister verwandelt hat. Alle Menschen, in deren Träumen die Figur des Wolfes vorkommt, gelten als Mitglieder des Wolfsbundes. Der Zusammenschluß erfolgt durch den Aufruf durch einen Herold zu einem gemeinsamen Fest. — Unter den verschiedenartigen Kulten, wie Wolf-, Bär-, Büffel- usw. Kult, gelten die Elentierträumer als mit magischer Kraft gegenüber Frauen begabt — sie waren gewissermaßen privilegierte Frauendiebe.

Während bei diesen Kulten die Vision den Ausgangspunkt bildet, gibt es andere Zeremonien, in denen sie das Ziel darstellt, nach dessen Erreichung die Handlung abgebrochen wird. So war es mit dem Sonnentanz der Crow. Dies war ein Fest, das einen Racheakt für einen gemordeten Sohn oder Bruder usw. einleitete. Mit Hilfe des ganzen Stammes, der lebhaften Anteil nahm, wurde die Sonnentanzhütte errichtet. Dann tanzte der Rachelustige vor einer heiligen Puppe. Es gab mehrere Puppen, deren jede das Resultat einer Vision des Besitzers oder seines Vorgängers war. In dem Tanz hatte der Sonnentänzer die Vision des blutenden Feindes, an dem er sich rächen wollte. Mit dieser Vision fand die Zeremonie ihren jähen Abschluß.

Hier erscheint es berechtigt, noch auf die moderne Bewegung religiöser Art hinzuweisen, die unter den Indianern am Ende des 19. Jahrhunderts die lebhafteste Zustimmung gefunden hat: die sogenannte „Ghost-Dance-Religion", über die J. Mooney eingehend berichtet hat.[15] Das Kernprinzip dieser Religion lag in der eschatologischen Überzeugung, daß die Zeit komme, in welcher die ganze indianische Rasse, Lebende und Tote, auf einer regenerierten Erde wieder vereinigt werden würde, frei von Tod, Krankheit, Elend. Das soll sich vollziehen, ohne Gewalttat,

15) 14. Ann. Rep. Bur. Ethn., Washington, 1896.

durch das Wirken der göttlichen Macht. Dieser religiöse Glaube entstand aus einer Vision. Das Resultat ist Tanz, Verzückung, Trance. Die Priester dieser Religion, so meint Mooney, sind Hypnotiseure und Kataleptiker. Einer der Hauptpersönlichkeiten sagte denn auch (1887): „Meine jungen Leute sollen niemals arbeiten. Menschen, die arbeiten, können nicht träumen und Weisheit kommt uns in Träumen." In dieser Bewegung hat der Gedanke der allgemeinen Brüderlichkeit, wenn auch beschränkt auf Indianer, sich durchgesetzt und die Weltauffassung christlich gefärbt. Immerhin kommt in dem Vorwalten des visionären Elements ein Grundzug des indianischen Charakters zum Durchbruch.

Die Vielseitigkeit der indianischen Phänomenologie der Vision wäre aber nicht ausreichend skizziert, wenn nicht noch, abschließend, auf einen Kult hingewiesen würde, bei dem die Visionen gewissermaßen in konkreter Weise eine große Rolle spielen. Es handelt sich um die Hako-Zeremonie der Pawnee, die von Fletcher beschrieben worden ist.[16] Sie bedeutet einen Kult, als dessen Ziele Kinderreichtum, langes Leben, Frieden und Glück sind. Ihren Inhalt bilden Gesänge, in denen das Herabkommen der Visionen aus dem Himmel zur Erde und zur Hütte beschrieben wird. Die Visionen berühren die Kinder, die in der Hütte auf sie warten, und geben ihnen durch diese Berührung Träume, die den Kindern Gesundheit, Glück, Stärke und alles Gute bringen sollen. Dann gehen die Visionen wieder in den Himmel zurück. Dieser Besuch der Visionen bei den Menschen erfolgt auf Veranlassung der „niederen Mächte", die ihrerseits wieder dem Befehl des Gottes Tirawa gehorchen. Die Visionen sind nach der Auffassung der Pawnee keine vorübergehenden Gebilde, sondern feste Bestimmtheiten, die mit sich identisch bleiben und eventuell wieder erkannt werden können. — Unklar bleibt in dem Bericht, ob die Visionen von den Sängern, die ihre Bewegungen beschreiben, gesehen werden — man hat durchaus den Eindruck, daß dem so sei.[17]

*

In der bisherigen Darstellung gehen die Termini „Vision" und „Traum" unterschiedslos durcheinander. Es erscheint nun doch als zweckmäßig, in einer kurzen Zwischenbemerkung darauf hinzuweisen, daß bei den Indianern die Bewertung von Traum und Vision verschieden ist. Im allgemeinen hatte der Träumer eine geringere Bedeutung als der Visionär im eigentlichen Sinne. Die Träume hatten, wie Benedict[18] ausführt, zumeist eine Art Hilfsstellung zur Vision. Es manifestierte sich in ihnen die Disposition zur Vision, die auf sie zu folgen pflegte. Das kommt gelegentlich zum drastischen Ausdruck. So, wenn ein Pima-Indianer Medizinmann wird, weil er häufig in Träumen von einem Manne besucht wurde, der ihn mit magischer Kraft begabte.[19]

16) 22. Ann. Rep. Bur. Ethn., Washington, 1904.
17) Übersetzung eines solchen Pawnee-Gesanges in E. v. Sydow: „Dichtungen der Naturvölker", 1935, S. 56 f.
18) L. c., S. 26 ff.
19) 26. Ann. Rep. Bur. Ethn., Washington, S. 257.

V. Analyse der Inhalte

Die Visionen, von denen die Rede war, würden bei monographisch eingehender Behandlung einen umfangreichen Kommentar erfordern. Ich muß an dieser Stelle aber alle Probleme der subjektiven Wahrheit, des psychophysischen Zustandes usw. beiseite lassen, um mich mit der Frage nach den Hauptinhalten zu beschäftigen. Und zwar beschränke ich mich dabei auf die Träume bzw. Visionen, die religiösen Charakter tragen, aber nicht in den Kreis der schamanistischen Berufstätigkeit fallen, sondern das Privatleben tief beeinflussen, wenn sie auch den Stempel des Außergewöhnlichen zeigen. Das sind in der Hauptsache die Visionen, in denen Schutzgeister errungen werden.

In Europa sind wir daran gewöhnt, im Traumleben nur mehr eine Äußerung des Unbewußten zu sehen. Nur dort, wo geistiges Training sich um die visuelle Realisation von religiösen Vorstellungen bemüht, wie in den Übungen des Ignatius von Loyola, ist eine willensmäßige Haltung wahrzunehmen, als deren Ergebnis die Vision auftreten kann. Umgekehrt ist das Verhältnis bei den nordamerikanischen Indianern. Zumeist werden dort die Visionen bzw. Träume gesucht und mit Hilfe von Isolierung, Entbehrungen, Purgationen und Kasteiungen, eventuell Opferungen von Fingergliedern erzwungen. Bei aller Energie der Ankurbelung des seherischen Prozesses bleibt aber, mit wenigen Ausnahmen (Nordwestamerika), das Resultat der Anspannung unbestimmt. Es sind also, zum mindesten in der Sphäre des Bewußtseins, keine bestimmten Bilder, die man sich zu erzwingen bemüht.[20]

Es treten alle möglichen Ziele auf, in Hinblick auf welche Träume und Visionen von Bedeutung sind: Erfolg auf Jagden und Kriegszügen, Heilung von Krankheiten usw., aber auch private Ziele kleinerer Art sucht man auf diese umständliche Weise zu erreichen, so z. B. die richtige Namensgebung für ein Kind. In den meisten bedeutenderen Fällen aber handelt es sich um die Realisation von Wünschen, die sich auf Macht, Ansehen und Gesundheit beziehen. Auffällig ist die Geringfügigkeit des sexuellen Momentes, das uns nur einmal, im Traumkult des Elentieres, begegnete. Beachtenswert ist auch, daß die Sehnsucht nach Reichtum zu fehlen scheint. Der anale Charakterzug des Anhäufens von Reichtümern ist also nicht vorhanden.

Diese Einstellung in ihrer positiven, wie in ihrer negativen Seite stimmt mit der allgemeinen Charakteranlage des Indianers gut überein. Von den Zentral-Algonkin sagt Kohl (l. c., I, 95), daß der Sinn des Indianers bei Kriegszügen niemals auf Beute, sondern auf Rache für Verwandte gerichtet sei; sobald er den Skalp genommen habe, sei er zufrieden mit diesem Resultat. Analog hören wir von den Nordwestamerikanern, daß ihre Häuptlinge den Reichtum dazu benutzten, im Wettstreit

20) Allerdings hat P. Radin, ein vortrefflicher Feldforscher, in seinem Aufsatz „Religion of the North American Indians" (Journal Americ. Folk Lore, 27. Bd. [1914], S. 364) die Annahme vertreten, daß nicht jeder einzelne seinen speziellen Schutzgeist besitze, sondern daß wahrscheinlich die Schutzgeister mit Familien oder noch größeren Gruppen verbunden seien. Aber diese These ist von Radin nicht bewiesen worden. Überdies bleibt es dabei, daß die jedesmalige Erringung des Schutzgeistes der durchaus individuellen Anstrengung anheimgestellt war.

mit Rivalen eine prominente gesellschaftliche Stellung zu erringen, und zwar in einem Wettstreit, bei dem gerade die Fortgabe und eventuelle Zerstörung von Wertsachen die Hauptrolle spielte. Auch bei den Prärie-Indianern bildet, wie wir gesehen haben, der Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkanntheit einen wesentlichen Faktor in ihrem Verhältnis zu den Gesellschaften. Ebenso wissen die allgemeinen Charakteristiken der Indianer nichts von starker Erotik zu berichten. Sie notieren vielmehr im Gegenteil: man sehe selten, daß der Indianer seiner Frau mehr Aufmerksamkeit beweise als der gleichgültigsten Person,[21] oder es heißt: „Ihre (der Frau!) Schönheit oder Häßlichkeit kommt wenig in Betracht; nur Fleiß und Arbeitskraft werden an der Frau geschätzt, nächstdem ihre Fruchtbarkeit".[22] Diese rein sachliche Einstellung, die einer Sexualablehnung nahekommt, tritt sehr klar hervor in den Visionen, bei denen ein Schutzgeist erworben wird. Niemals bildet eine solche Vision die Brücke zu sexuellen Phantasien oder Handlungen.

Diese negative Einstellung würde eine physiologische Unterlage und Erklärung bzw. Dokumentation finden, falls die Notizen, die F. Karsch-Haack beibringt,[23] sich als richtig erweisen ließen. Nach diesen Notizen (l. c., S. 301—303) wäre der Geschlechtstrieb der Indianer geringer als bei den anderen Menschenrassen, und zwar wohl deswegen, weil ihr Penis als klein gelten müsse.

Dies Bild rundet sich dadurch ab, daß in ganz Amerika ein „oft leidenschaftlicher Trieb zur Päderastie" (l. c., S. 304) und die „ungeheuer große Verbreitung . . ., welche die ausgesprochene Neigung, als Weib zu erscheinen, um die Gunst der Männer zu gewinnen, unter den Indianern hatte" (l. c., S. 314), konstatiert wird. Karsch meint, daß „unter den zahlreichen nordamerikanischen Indianern sogar noch mehr als sonst bei den Naturvölkern die mann-männliche Erotik sich fast durchgängig in eine beinahe aufdringliche soziale Form kleidet" (l. c., S. 321). Und in der Tat gibt er ein so vielseitiges und reichhaltiges Material (l. c., S. 321—382), daß ein Zweifel nicht am Platz ist.[24]

In positiver Hinsicht finden wir ein hochgesteigertes Ich-Ideal, dessen Hauptpunkte in Stolz, Selbstbeherrschung und Freiheitsbedürfnis bestehen, verbunden mit Gastlichkeit und Achtung vor dem Alter. Es ist also ein naiver Heroismus, der dies Ideal der Fischer- und Jäger-Stämme kennzeichnet.

21) Heckewelder: „Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften", Göttingen, 1821; S. 262.

22) Waitz: „Anthropologie der Naturvölker", III, 100.

23) „Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker", München, 1911.

24) Leider beschäftigt sich die Amerikanistik, in erstaunlichem Unterschied zu ihrer sonst so vorbildlich gründlichen Feldarbeit, so gut wie gar nicht mit solchen und verwandten Problemen. Eine zusammenfassende Arbeit von Gerh. Neumann über „Die genossenschaftliche Gesellschaftsform der nordamerikanischen Indianer" in Zeitschr. f. Ethnol., 64. Bd., 1932, S. 263 ff., enthält alle möglichen Rubriken, nur nichts über das Sexualleben. Hier klafft eine große Lücke, die bis jetzt nur von dem Werk Karsch-Haacks, wenigstens im schematischen Grundriß, ausgeführt wird. Für Peru hat G. Tessmanns Buch „Die Indianer N.-O.-Perus" (1930) ein ungewöhnlich reiches Material beigebracht, das auch in systematischer Hinsicht für die Einsicht in die allgemeine und sexuologische Charakteranlage dieser Völkergruppen von großem Belang ist.

Die Erziehung der Indianer war denn auch mehr darauf gerichtet, den Geist zu erheben, als ihn niederzudrücken, um auf solche Weise entschlossene Jäger und furchtlose Krieger zu bilden, wie sich Heckewelder (l. c.) ausdrückt. Im Vordergrund stand einerseits die Erweckung von Ehrgeiz und Selbständigkeitsbedürfnis, andererseits die Einprägung der Achtung vor dem Alter und der Hilfsbereitschaft für die Schwachen. Dasjenige Gefühl des Kindes, an das man sich hielt, war der Stolz. Die Unterweisung in der wünschenswerten Lebenshaltung ging ohne Drohung und ohne Züchtigung vor sich, wie im übrigen bei allen Naturvölkern. Es war das Zusammenspiel von Lehre, Vorbild und Anlage, das auf sozialem Gebiet eine gewisse Einheitlichkeit ergab. — Von der Erziehung auf sexuellem Gebiet erfährt man leider überaus wenig. Nur so viel geht aus den Angaben Heckewelders (l. c., S. 155, A 15) hervor, daß die Kinder bis zum 4. Lebensjahr, zuweilen bis zum 6. und 7. Jahre gesäugt wurden. Das Trauma der Entwöhnung hatten sie also nicht zu fürchten.

Wahrscheinlich haben wir es der heroischen Tendenzierung zuzuschreiben, daß von einem manifesten Ahnenkult bei den Indianern keine Rede ist. Es fragt sich aber, ob er nicht in verdeckter Gestalt vorhanden ist, und zwar in der Vorstellung des Schutzgeistes, die in den nichtberufsmäßigen Visionen eine so große Rolle spielt. Die Übersicht, die Frazers „Totemism and Exogany“, III. Bd. gibt, zeigt, daß der Schutzgeist weitaus am häufigsten in Tiergestalt auftrat. Wir erinnern hier an die These von Freud in „Totem und Tabu“ (Ges. Schr., Bd. X.), daß als psychische Grundlage des Totemismus das Verhältnis zum Vater zu gelten habe. Dazu würde auch das durchgängige Eß-Verbot (Frazer, l. c. III, 449 ff.) gut stimmen. Es würde sich dann auch erklären, daß bei den Crow-Indianern[25] der Träumende von seinem Schutzgeist ausdrücklich adoptiert wird. Allerdings ist dies nur ein Ausnahmefall. Und die Ambivalenz dem Schutzgeistwesen gegenüber, die man annehmen müßte, um die Freudsche These auch für Nordamerika als gültig zu betrachten, beweist sich nur in ein paar Fällen (Frazer, l. c. III, 409 f., 413 f.) in der einmaligen Tötung des Tiers und kann nicht als durchgängig vorhanden betrachtet werden. — Die Ambivalenz der älteren Generation gegenüber den Kindern könnte man darin ausgedrückt finden, daß das ganze Aufgebot von Aszetismen, das mit der Erlangung der Vision des Schutzgeistes verbunden ist, bei dem Beginn der Pubertät inszeniert wird (Frazer, l. c. III, 483). Doch ist auch diese Erscheinung als Parallele zu den sonstigen Peinigungen bei Pubertätszeremonien insofern nicht schlüssig, als die mannigfachen Entbehrungen usw., denen sich die jungen Menschen unterwerfen, auf ihren freiwilligen Entschluß zurückgehen — eine aktive Anteilnahme der Alten findet nicht statt. Eine Beschneidung wird nur bei den östlichen Athapasken vorgenommen, also nicht in dem uns interessierenden Gebiet.[26]

Werfen wir überdies einen Blick auf die Vorstellung von Schutzgeistern, wie wir

25) Lowie, loc. cit.

26) Es ist über Beschneidung in Nordamerika so wenig bekannt, daß Bryks Buch „Die Beschneidung bei Mann und Weib“ (1931), sie für Nordamerika überhaupt nicht erwähnt. Vgl. die neuere Karte der Verbreitung der Beschneidung in Ad. E. Jensens Buch „Beschneidung und Reifezeremonien bei Naturvölkern“, 1933, S. 111.

sie vielfältig in außeramerikanischen Ländern finden, so fehlt dort die Verbindung mit Visionen und Aszetismen, wie sie für Nordamerika charakteristisch ist, und es fehlt, mit Ausnahme Zentral-Australiens, ein innerer Zusammenhang mit dem Ahnenkult, wiewohl er in jenen anderen Ländern in Blüte steht.

Man wird sich also vorsichtigerweise darauf beschränken müssen, die Idee des Schutzgeistes als eines der Produkte des Schutzbedürfnisses zu betrachten, das als ein Grundphänomen der Primitivität gelten kann. Sie gehört in das umfangreiche Arsenal von mystisch-magistischen Sicherungen, mit denen sich der Primitive angesichts des bedrohlichen Ungefährs des Lebens umgibt. Da grundsätzlich und auch wohl historisch[27] betrachtet der Vater als der ursprüngliche Beschützer zu gelten hat, ist es nicht verwunderlich, daß die Schutzgeistvorstellung mit der Vaterimago verwandt ist. Diese Verwandtschaft wird dort akzentuiert, wo der Schutzgeist auf dem Umwege über die Gottheit erlangt wird — doch ist dieser Umweg nicht als typisch anzusprechen. Das Urschema des Vater-Sohn-Verhältnisses ist in unserem Falle also nur von sehr geringer methodischer Bedeutung. Es scheint, daß der Trieb zur persönlichen Selbständigkeit, der im nordamerikanischen Indianertum sich kund tut, eine so weitgehende Lockerung herbeigeführt hat, daß von jener Beziehung kaum noch ein Echo in der niederen Mythologie, zu der man den „Schutzgeist" rechnen müßte, zu hören ist.

VI. Zusammenfassung

Fragen wir zum Schluß nach dem logischen Zusammenhang der psychischen Haupterscheinungen, die wir im Laufe der Untersuchung hervorgehoben haben, so scheint es sich damit folgendermaßen zu verhalten.

Die produktive Grundtendenz ist der primitive Heroismus. Von diesem Heroismus aus sind zwei Phänomene begreiflich. Auf der einen Seite die Sexualablehnung auf heterosexuellem Gebiet. Denn nichts hält den Mann so sehr von Gefahren zurück wie der Gedanke an die Familie und das Gefühl für das Weib. Aus der Sexualablehnung verbunden mit der ausgesprochenen Neigung zur Bildung von Männerbünden ergibt sich die Hinwendung zur Homosexualität. Auf der anderen Seite erscheint vom Heroismus aus auch der Gedanke des Schutzgeistes als verständlich. Nämlich dann, wenn der Heroismus nicht als ein unmittelbarer verstanden wird, sondern als ein Produkt des Zwanges durch die Gegebenheiten der äußeren Umstände und Nöte. Das ist nun bei den Prärie-Indianern und Algonkin, aus deren Gebieten die zitierten Lebensträume stammen, der Fall. Die Lebensbeschreibungen aus diesen Gebieten und die Beurteilungen der Lebenslage der ursprünglichen Eingeborenen dieser Gebiete sind voll von Hinweisen auf die Gefahren, denen die Eingeborenen täglich ausgesetzt waren. Bei einem solchen gewissermaßen abgeleiteten, durch die Umstände erzwungenen oder doch sehr betonten Heroismus ist es begreiflich, daß die Vorstellung des Schutzgeistes unter so dramatischen Begleitumständen auftrat — er bildete im Kampf ums Dasein die letzte Rückversicherung.

Problematisch bleibt noch die Asexualität der Visionsvorstellungen. Bei einer so starken Sexualverdrängung müßten wir doch wohl eine starke Betonung der

27) Die „Urkulturen" der Wiener Kulturhistorischen Schule sind vaterrechtlich!

erotischen Traumbilder erwarten. Wenn dies bei den Indianern Nordamerikas nicht der Fall ist, so liegt dies vielleicht daran, daß die von mir besprochenen religiösen Visionen eben religiöser Art sind und nicht privater Natur. Es könnte also sein, daß der Über-Ich-Charakter diesen Träumen so stark aufgeprägt ist, daß die verdrängten Sexualinhalte nicht zum Vorschein kommen.[28] Es bliebe dann weiterhin die Möglichkeit, daß die von mir sogenannten privaten Träume das Ventil für die Sexualvorstellungen bilden — über diese Gruppe von Visionen besitzen wir noch keine Untersuchungen. Erst wenn diese notwendige weitere Arbeit geleistet ist, wird man ein abschließendes Urteil über die Funktion der religiösen Traum- und Visionsproduktion im Gesamtkomplex des indianischen Charakters sich bilden können.

Die wirtschaftlichen Lebensbedingungen scheinen ohne Einfluß auf das Traumleben und die Bewertung der Träume der nordamerikanischen Indianer gewesen zu sein. Wohl berichten die von mir zitierten Quellen hauptsächlich über Stämme, die Jäger und Fischer sind, wie Ojibwä, Crow, Menomini, Pawnee, und nur wenig von Bodenbauern, wie Irokesen, Mohave, Winnebägo. In der Tat haben jene Berichte den Vorzug größerer Anschaulichkeit. Aber man braucht nur die „Jesuit Relations" (hrsg. v. R. G. Thwaites) zu lesen, um auch in ihren Berichten über die Huronen, also Bodenbau treibende Indianer, eine ungemeine Wertschätzung des Traumlebens festzustellen: „Sie betrachten den Traum als den Herrn ihres Lebens, er ist der Gott des Landes; er ist es, der ihnen ihre Feste, ihre Jagden, Fischzüge, Krieg, Handel mit den Franzosen, ihre Heilmittel, Tänze, Spiele, Gesänge vorschreibt" (XV. Bd., S. 177; 1638/39). Von den benachbarten Irokesen heißt es anderer Stelle: „Das was dem Träumer erscheint, halten sie für eine Sendung Gottes" (LIV. Bd., S. 65). Die Berichte der Jesuiten-Missionare wimmeln geradezu von Mitteilungen dieser Art.

Es ergibt sich also, daß die vergleichsweise enorme Hochschätzung der Träume und ihre Voraussetzung: ein hochentwickeltes Traumleben, auf eine allgemeinere, tiefer verankerte Einstellung der Nordamerikaner schließen läßt, als daß man sie zu bestimmten wirtschaftlichen Tätigkeiten in Beziehung setzen dürfte.

Man würde geneigt sein, die Betontheit des Traumlebens bei den nordamerikanischen Indianern als einen sehr bedeutsamen Zug ihres Rasse-Charakters anzusprechen, wenn nicht die anscheinende Geringfügigkeit des Traumlebens in Südamerika, also bei Angehörigen der gleichen Rasse, die hier überdies als reinere Ausprägung des Indianertums gilt, eine solche Auffassung wieder zweifelhaft werden lassen müßte.

28) Gelegentlich einer Diskussion wurde die Vermutung geäußert, daß die angelsächsische Sexualablehnung vielleicht einen noch größeren Anteil an dem Fehlen sexueller Motive in den besprochenen Träumen hätte als die Einstellung der Indianer selbst. Das erscheint nicht unmöglich. Geht doch aus einer Notiz in Preusz' „Unterbau des Dramas" (1930), S. 42, A 3, hervor, daß selbst ein Catlin aus Rücksicht auf sein angelsächsisches Publikum sexuelle Einzelheiten, die von großem Belang für das Verständnis der Zeremonien sind, sowohl in seinem Text wie in seiner bildlichen Darstellung einfach unterschlagen hat! Aber auf der anderen Seite beweisen Beschreibungen, wie sie von Charles A. Eastman in seiner Autobiographie „Indian Boyhood" (1908), S. 19—22, 181—191, 249 ff., gegeben worden sind, daß auch im gewöhnlichen Leben der Sioux-Indianer die Sexualverdrängung einen sehr hohen Grad erreicht hatte.

Über zwei Verse von Schiller

Von
Richard Sterba
Wien

Im Jahre 1928 habe ich in einem Aufsatz mit dem Titel „Zum dichterischen Ausdruck des modernen Naturgefühls" (Imago XIV, 1928) einige Gedanken über dieses Thema mitgeteilt. Ich ging damals von zwei Versen aus Ariels Gesang in Faust aus, die lauteten:

Nacht ist schon hereingesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern,

und fand, daß die starke Wirkung dieser zwei Verse im Adverb „heilig" gipfelte. Dieses Adverb macht die Tätigkeit der Sterne, ihr Aneinanderschließen, über die notwendigerweise anthropomorphe, sprachliche Darstellung hinaus in erhöhtem Sinne zu einem menschlichen, eben heiligen Tun. Es ließ sich zeigen, daß durch diese Art der Darstellung die Außenwelt in zweckvoller, harmonisch menschlicher Weise belebt wird, wobei das bewegende Geschehen in der Außenwelt der Effekt des eigenen Wollens ist. Außenwelt und eigenes Ich werden somit durch die Art der dichterischen Darstellung Eines und der Lustgewinn des Naturgefühls, wie es uns im naturlyrischen Gedicht vermittelt wird, beruht auf der unbewußt bleibenden Erweiterung des Ichs über die engen Grenzen der eigenen Persönlichkeit hinaus in die sonst einschränkende Außenwelt hinein. Ich und Welt werden darin Eines. Dieses Einswerden betrachtete ich als eine Regression auf einen früheren Zustand der Entwicklung, auf dem Ich und Außenwelt so sehr noch eins sind, daß die Belebung der Außenwelt als selbstverständlich gilt. Die Technik der Außenweltsbeeinflussung auf dieser Stufe ist die Magie. Das naturlyrische Gedicht wurde mir damit zur magischen Handlung.

In Freuds „Unbehagen in der Kultur" (Ges. Schr., Bd. XII) glaube ich, einige Bestätigung für meine Annahmen durch Freud erfahren zu haben. Freud versucht dort im ersten Kapitel die Erklärung eines Gefühls, das sein „Freund in Briefen" ihm als Einwand gegen die Behandlung der Religion als einer Illusion entgegengehalten hat. Der Freund in Briefen nennt dieses Gefühl das „ozeanische" und betrachtet es als tiefste Quelle aller Religionen. Die Wahl der Bezeichnung „ozeanisch" läßt uns vermuten, daß dieses Gefühl dem Naturgefühl nahe oder identisch sein müsse. Und wenn Freud das ozeanische Gefühl aus dem Bestehenbleiben eines, bzw. aus der Regression auf einen primitiveren Ich-Gefühlszustand erklärt, in dem Außenwelt und Innenwelt noch keine scharfe Trennung erfahren haben, so deckt sich seine Erklärung des ozeanischen Gefühls mit unserer des Naturgefühls und wir dürfen die Identität von Naturgefühl und ozeanischem Gefühl, im Kern wenigstens, als gesichert annehmen. Dies nur als Nachtrag zu meiner Naturgefühlsstudie.

Ich glaubte nun damals, daß ich die Technik der modernen naturlyrischen Darstellung darin gefunden hätte, daß der dichterische Ausdruck die Außenwelt oder

ein Stück davon unbemerkt über die sprachliche Notwendigkeit hinaus als belebt-bewegt erleben läßt. Ich nannte diese Technik die „kosmische Motilität". Und an dieser Stelle muß ich nun auf Grund zweier Verse von Schiller eine Korrektur anbringen, und zwar eine erweiternde Korrektur, denn an diesen beiden Versen ist mir eine andere Technik der stark wirksamen Darstellung des Naturgefühls aufgefallen.

Die beiden Verse stammen aus der Glocke und waren für mich, lange bevor ich ihr Geheimnis kannte, von einer hinreißenden Wirkung. Diese Wirkung hat übrigens nicht nachgelassen, seitdem ich weiß, wie es in den Versen zugeht. Ich kann freilich nicht versprechen, daß die Wirkung auf jeden Leser die gleiche sein wird; das hängt wohl von der persönlichen Beziehung zum Naturgefühl und von der Begabung ab, den dichterischen Ausdruck desselben nachzuerleben.

Die Verse finden sich in dem Teil der Glocke, der die Schilderung der Stadt nach dem Brand enthält. Es seien ein paar Verse vorher zitiert, damit der Leser im Bilde ist.

Leer gebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,

Und nun kommen meine beiden Verse, die ich absichtlich von den übrigen separiere, weil ihre Wirkung ohne die unmittelbare Nachwirkung des starken Stimmungsgehaltes des Wortes „Grauen" reiner und kräftiger ist. Die Verse lauten:

Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Es ist leicht zu merken, daß das Wirkungszentrum wieder ein Adverb ist, nämlich das Wort „hoch", im Verein mit dem darauffolgenden „hinein". Das Wort hoch ist ja auch von Schiller prominent an die Spitze des zweiten Verses gestellt. Der zweite Vers besteht ja nur aus den beiden Worten „hoch hinein". Wenn wir das Adverb „hoch" seinem Sinn nach aufzulösen suchen, so merken wir gleich, daß sein Sinn nicht ist, die Tätigkeit des Schauens der Wolken unbemerkt zu verstärken. Denn das „hoch" hat mit dem Schauen nur insofern zu tun, als es das Schauen zu einem von hoch oben herunter macht, was keine Verstärkung im Sinne der kosmischen Motilität bedeutet. Die Wirkung des „hoch" in den Versen „Und des Himmels Wolken schauen hoch hinein" ist eine ganz andere; sie ist eine vermittelnde zwischen unserem bodengebundenen, menschlich kleinen Ich und den hoch oben ziehenden Wolken. Es ist nicht ganz leicht, diese Wirkung erklärend zu erläutern. Sie beruht auf der Gleichzeitigkeit der Darstellung sowohl der schauenden Wolken, mit denen wir vermöge des sprachlichen Ausdrucks „hineinschauen" identifiziert sind, als auch des auf der Erde befindlichen eigenen Wesens, das die Wolken hoch oben ziehen sieht. Man befindet sich im Lesen dieser Verse also gleichzeitig hier auf der Erde und sieht hoch hinauf, wo die Wolken ziehen, wie man von hoch oben als Wolke hinein in die verbrannte Stätte blickt. Beide Standpunkte der Betrachtung, der von unten hinauf wie der von oben hernieder, sind in die knappen zwei Worte „hoch

hinein" zusammengepreßt, verdichtet möchte man sagen. Damit scheint die Distanz zwischen oben und unten aufgehoben. Im „hoch" treffen sich die Ausgangspunkte der Betrachtung von unten und von oben.

Da aber die Worte „hoch hinein" gleichzeitig eine starke Bewegungsrichtung innehaben und vermitteln, reißen sie in ihrem Widerspiel das Ich von unten nach oben, während sie es doch gleichzeitig hier unten festhalten. Denn während das „hinein" doch eindeutig ein von oben hinein darstellt, beinhaltet das „hoch" die Richtung vom festen Boden aus als Ausgangspunkt nach oben in die Wolken.

Durch diese Bewegungsrichtung, die den Worten „hoch hinein" innewohnt, wird bewirkt, daß das Zusammenfallen der Betrachtungsstandpunkte hier und oben nicht zu einer Verringerung der Distanz auf die minimale Größe des eigenen realen Ichs führt, sondern daß im Gegenteil das Ich gewaltsam in die kosmische Distanz hinaus ausgedehnt wird. — Man merkt, daß ich mit Absicht das Wort „hinreißend" für die Wirkung der beiden Verse gewählt habe. Diese plötzliche Erweiterung des Ichs in den Kosmos wird, für den Empfindenden, mit intensivem Lustgefühl erlebt. Die Genese dieses Lustgefühls haben wir uns mit Freud bereits klargemacht. Es kommt aus der Aufhebung der Scheidung zwischen Ich und Außenwelt, aus der Regression auf ein primitives Lust-Ich.

Während ich also bisher meinte, die Bewegung der Außenwelt in der dichterischen Darstellung sei die Technik des Anreizes für die Erweiterung des Ichs in den Kosmos im naturlyrischen Gedicht, muß ich nunmehr eine neue Technik aus der Analyse der zwei zitierten Schillerschen Verse zufügen. Man könnte diese Technik eine statische nennen, weil sie zwei Standpunkte der Betrachtung im sprachlichen Ausdruck vereint. Ihre Wirkung ist dieselbe wie durch die Technik der kosmischen Motilität: eine Erweiterung des Ichs in die Außenwelt.

BESPRECHUNGEN

Aus der Literatur der Grenzgebiete

BLUMHARDT, JOHANN CHRISTOPH: **Krankheitsgeschichte der Gottliebin Dittus in Möttlingen.** Mit einem Nachwort von Prof. W. Koller, Erlangen. Neudietendorf/Thür., Friedr. Jansa, 1934. 87 Seiten.

Es sind 90 Jahre her, seit in der Zeit romantischer Seelsorge und Heilkunst der hervorragende Prediger und Schriftsteller an die königl.-württemberg. Oberkirchenbehörde auf deren Verlangen einen Bericht abstattete über „den Kampf", d. h. die zweijährige Behandlung einer Besessenen, die mit einer völligen Heilung endete. Dieser Bericht, der später veröffentlicht wurde und nun neuerdings dem Drucke übergeben wird, ist ein eigenartiges Gemisch von nüchterner Beobachtung und Beschreibung von unzweifelhaft hysterischen Phänomenen mit felsenfester, gläubiger Überzeugung und affektiver Beteiligung des Therapeuten, die offenbar eine starke und wirksame Übertragung erzeugte. Die Schrift verdient einen Platz in der Geschichte der Psychotherapie und bildet eine Bestätigung der These Freuds, daß in gewissen Fällen eine Legierung von Analyse mit Suggestion anwendbar und aussichtsvoll sein dürfte. A. Kielholz (Königsfelden-Aargau)

BRUNO, P. V.: **La vita al lume della psicanalisi.** Modena, Guanda Editore, 1934.

Dieses Buch zeugt von der bemerkenswerten Bemühung eines jungen Schriftstellers, das neue Wissensgebiet zu assimilieren und zu verarbeiten. Der Autor zeigt einige allgemeine Voraussetzungen des Bedürfnisses nach Psychologie auf und legt die Aufstellung Freuds systematisch geordnet dar. Der Autor streift der Reihe nach die Trieblehre, die Deutung des Lebens der Primitiven, die Psychologie des Kindes, die Zusamensetzung des psychischen Apparates, den Traum, die Psychopathologie des Alltagslebens usw. und gelangt zur Neurosenlehre. Kein wichtiges Thema ist in dieser kleinen Abhandlung ausgelassen.

Das Buch endet mit einer Reihe von Betrachtungen über die moralische und soziale Tragweite der Analyse, die nach der Ansicht des Autors sehr hoch einzuschätzen ist; die Psychoanalyse führe zu einem größeren Liebes- und Gerechtigkeitsbedürfnis, zu einer wahren Bewertung der höchsten geistigen Prinzipien.

Das Buch wird für alle, die ein einfaches, propädeutisches, mit Überzeugung verfaßtes Werk über Psychoanalyse zu lesen wünschen, von großem Nutzen sein: es stellt, unter vielen bisher in Italien erschienenen Schriften eine der wenigen dar, welche die Freudschen Aufstellungen unentstellt wiedergeben. E. Servadio (Rom)

EISLER, MICHAEL JOSEF: **Unerlöste Welt.** Gedanken und Sprüche. Budapest, Vaina u Co., 1935.

Das hübsche Bändchen umfaßt unter den Gruppentiteln „Wir und die Welt", „Die Welt in uns", „Mann und Weib", „Mosaik des Alltags", „Geist als Handwerk und Selbstbildnis" viele hundert Aphorismen des als Psychoanalytiker und Nervenarzt in Budapest bekannten Autors. Man bewundert das fein geschliffene Wort, den menschenkennerischen Geist, die Skepsis des Erfahrenen, den Frauenkenner, den Liebesphilosophen. Einige auserwählte Sprüche mögen auch Psychoanalytiker als Leser anlocken:

Der Nutzen eines Rates steht in umgekehrtem Verhältnis zum stillen Tadel, den er jedesmal enthält. — Die verborgenste und mächtigste aller Leidenschaften ist die unbewußte Selbstzerstörung. — Wenn man die Phantasie einer Frau beschäftigt, hat man schon begonnen, ihr Herz zu beschäftigen. — Neid fordert zurück, was er nie hergegeben hat. — Eine

große Idee hält auch ihrer Karikatur stand. — Wer durch fremdes Tun erst zur höchsten Denkleistung getrieben wird, ist der geborene Kritiker. — Die Ironie hat mir in späteren Jahren das Schwanken zwischen Liebe und Haß erspart. E. Hitschmann (Wien)

GENIL-PERRIN: **Psychoanalyse et Criminologie.** Paris, Felix Alcan, 1934. 188 Seiten.

Dieses Buch bietet dem Analytiker eine recht ausführliche Zusammenstellung der Literatur über die Anwendung der Psychoanalyse in der Kriminologie, der Jurisprudenz, im Strafprozeß, bei der Zeugenaussage, dem Sachverständigengutachten, dem Urteilsspruch, im Strafvollzug und der Prophylaxe der Kriminalität. Es werden sowohl psychoanalytische als auch nicht psychoanalytische Autoren reichlichst zitiert und zwar von den letzteren sowohl die psychoanalysefreundlichen wie die die Psychoanalyse ablehnenden Autoren.

Damit erschöpft sich für den Analytiker das Interesse an diesem Buche. Denn der Autor, der sich während des größten Teiles seines Werkes den Anschein der Objektivität gibt, erklärt im vorletzten Absatz des Buches, daß er die Psychoanalyse als Forschungsmethode, Wissenschaft und Therapie grundsätzlich ablehnt. Mit dieser generellen Ablehnung der Psychoanalyse schließt Génil-Perrin selbstverständlich auch die Anerkennung auf irgendeinem Spezialgebiet, auf welchem sie Anwendung finden könnte, aus. Diese Stellungnahme G.-P.s gibt uns einen Schlüssel zu dem Buch: Es ist eine Polemik gegen die Psychoanalyse in der Kriminologie.

Aber schon vorher, im letzten Drittel seines Buches, wird die ablehnende Einstellung des Autors der Psychoanalyse gegenüber immer deutlicher. Nach einer recht klaren Darstellung psychoanalytischer Grundsätze und Auffassungen, nach einer Aufstellung der Argumente für und wider die Verwendung der Psychoanalyse in der Kriminologie geht er dazu über, seine eigenen Folgerungen zu ziehen. Wir wollen Génil-Perrin keinen Vorwurf daraus machen, daß er kaum etwas Neues gegen die Anwendung der Psychoanalyse in der Kriminologie zu sagen hat: Die von ihm zitierten Analytiker haben eben gründliche Arbeit geleistet, und was an Einwänden zu machen war, selber vorgebracht.

Im letzten Drittel seines Buches macht sich G.-P. über die Psychoanalyse lustig. Er löst Deutungen, die Analytiker bei Kriminalfällen gefunden haben, aus ihrem Zusammenhang, um sie so isoliert grotesk erscheinen zu lassen. Er findet, daß das, was an der Psychoanalyse brauchbar ist, nicht von ihr neu gefunden wurde, sondern schon längst bekannt gewesen sei. Jedermann wisse längst, daß die Träume manchmal unerfüllbare Wünsche in der Phantasie befriedigen. Es sei schon lange bekannt, daß zwischen Logik und affektiver Logik eine Rivalität besteht, daß die Vernunft erst nach der Tat ein vom Instinkte erzwungenes Verhalten rechtfertigt. Auch andere als die Psychoanalytiker wüßten, daß Erziehungsfehler Störungen des Charakters und des Verhaltens veranlassen. Auch das Schuldgefühl und die Selbstbestrafung kenne man aus der Klinik, bei den Melancholikern usw. Freilich, woher wir all dies schon vor der Psychoanalyse wußten, erwähnt der sonst so zitierfreudige Autor nicht. Schade, daß ihm Sophokles nicht einfiel; dessen Ödipus hat längst psychoanalytische Entdeckungen vorweggenommen.

Ein spezielles Kapitel — fast ein Sechstel seines Buches — widmet G.-P. einer besonders gelungenen Methode der Kritik. Er berichtet drei Kriminalfälle aus seiner Praxis, in denen er als Experte fungierte und das Gericht seinen Vorschlägen entsprechend beschloß. Für diese Fälle konstruiert er einen imaginären Psychoanalytiker, der nunmehr nachträglich die Fälle „analytisch deutet“ und dem Gericht entsprechende Vorschläge unterbreitet. Die Vorschläge lauten ausnahmslos auf Straflosigkeit und psychoanalytische Behandlung, während Génil-Perrin in zwei von den drei Fällen Internierung in der geschlossenen Anstalt, in einem

geminderte Zurechnungsfähigkeit mit Zubilligung von Milderungsgründen empfohlen hatte. Da wirken die Vorschläge des vom Autor erdachten Psychoanalytikers freilich recht lächerlich; um so mehr, als dieser Phantasie-Analytiker auch falsche Diagnosen stellt. So hält der Phantasie-Analytiker den ersten Fall, den Génil-Perrin als Dementia Praedox diagnostiziert, für eine (nicht näher bestimmte) Neurose und ähnliche Ungereimtheiten begeht er auch in den anderen zwei Fällen. Es muß also wohl Génil-Perrins Meinung sein, daß sonst bewährte Psychiater schon durch Kenntnis der Analyse unfähig werden, eine banale psychiatrische Diagnose zu stellen.

Auf solche Methoden der Kritik einzugehen, lohnt nicht. Es genügt, sie ans Licht zu ziehen, was wir hiermit getan haben. R. A. Spitz (Paris)

GOMPERZ, HEINRICH: **Die Wissenschaft und die Tat.** Wien, Gerold & Co., 1934. 47 Seiten.

Drei Antworten sind auf die Frage nach dem Verhältnis der Wissenschaft zur Tat gegeben worden. 1. Die Wissenschaft dient der Tat. 2. Die Wissenschaft ist von der Tat unabhängig. 3. Die Wissenschaft ist die Voraussetzung der Tat.

Der wahre Wissenschafter hat keine Überzeugungen, er hat Vermutungen. Aber Wissenschaft kann niemals reine Wissenschaft sein. Sie enthält bereits eine Entscheidung zur Handlung und überschreitet damit die Grenzen reiner Wissenschaft. Wissenschaft als sich beständig fortspinnender Gedankengang der Menschheit ist stets unfertig, nie abgeschlossen. Aber der einzelne Wissenschafter drängt zum Abschluß. So wird die Wissenschaft selbst Tat und ist genötigt, sich solcher Denkmittel zu bedienen, die vor dem reinen Denken nicht bestehen. Wenn wir im Einzelfalle mit Wahrscheinlichkeiten rechnen, so folgen wir den Bedürfnissen des Handelns. Aber der Verallgemeinerungsschluß hat keine gedankliche Berechtigung. Reine Wissenschaft wird so zu einem Grenzbegriff, zu einem Wunschbild und wurzelt in der Zeit; Wissenschaft kann aber nicht den Menschen die Verantwortung für ihre Entscheidungen abnehmen. Gleichwohl sollte Wissenschaft sich nicht unter das Joch der Tat beugen.

G. hat in dankenswerter Weise darauf hingewiesen, daß auch Wissenschaft auf dem allgemein menschlichen Streben ruht. Die Psychoanalyse hat gezeigt, daß wissenschaftliches Interesse und wissenschaftlicher Erfolg nur von der triebhaften Grundlage der Persönlichkeit her verstanden werden können. Vielleicht hätte G. diese Triebbestimmtheit wissenschaftlicher Forschung schärfer betonen sollen. Sie ist nicht nur von Zeitströmungen abhängig. Vielleicht sollte man auch betonen, daß auch reine Wissenschaft immer nach der Tat zielt. Sie allein, in der Berührung mit der Wirklichkeit in Versuch und Irrtum, zeigt die Wahrheit an. Freud hat richtig formuliert, daß Denken ein Probehandeln mit kleinen Quantitäten ist. Vielleicht wäre es richtig zu sagen, daß die Hilfe, die die Wissenschaft für das praktische Handeln in der Gemeinschaft bietet, derzeit weit geringer ist als ihre Hilfe in der Behandlung des Unbelebten und daß wir nur hoffen können, auf Grund einer besseren wissenschaftlichen Erfassung menschlicher Beziehungen auch hier die Wissenschaft dem Handeln unmittelbar dienstbar zu machen. P. Schilder (New York)

HELLMUT, MAX: **„Menschenerkenntnis aus der Handschrift", Graphologisch-psychologische Lehrbriefe.** Berlin, Waldemar Hoffmann, 1934. Mit zahlreichen Schriftproben und Tabellen. VIII u. 286 Seiten.

Eine Kompilation einer ganzen Reihe von graphologischen, charakterologischen und psychologischen „Systemen" (besonders der von Klages, Jung und Spranger) — ein sehr gut gemeinter, aber wissenschaftlich unzulänglicher und überdies in einer unerquick-

lich schulmeisterhaften Darstellungsweise abgefaßter Versuch, aus der vorhandenen einschlägigen Literatur einen graphologischen Lehrgang für gebildete Laien zusammenzutragen.

W. Marseille (Wien)

LEWIN, KURT: Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. Erkenntnis, Bd. I (Anm. d. Phil. Bd. IX), 1930—1931, S. 421—466.

Kurt Lewin, dem wir so hervorragende wissenschaftstheoretische und methodologische Untersuchungen verdanken, zeigt in dieser Arbeit die grundlegende Änderung des wissenschaftlichen Denkens, die in der Physik seit Galilei einsetzt, sich aber in der Biologie und Psychologie nur langsam und nicht immer mit voller Bewußtheit Geltung verschafft.

Die aristotelische Physik operiert mit Wertbegriffen: Die „höchsten" Formen der Bewegung sind die vollendete Kreisbewegung und die Bewegung in der Geraden. Ganz ähnliche werthaltige Unterscheidungen gibt es bei den Ursachen: Auf der einen Seite stehen die guten und sozusagen berechtigten Kräfte des Körpers, die aus seiner Tendenz zur Vollendung kommen, auf der anderen Seite die „Störungen" durch den Zufall, durch Gegenkräfte anderer Körper. Solche Wertbegriffe sind aus den Naturwissenschaften schon längst verschwunden. Aber die aristotelische Auffassung des Gesetzmäßigen beeinflußt noch heute das wissenschaftliche Denken. Gesetzlich und damit begrifflich faßbar ist für Aristoteles das, was ausnahmslos geschieht, ferner auch das, was häufig geschieht. Ausgeschlossen aus dem Kreise des begrifflich Faßbaren, nur „zufällig" ist das Einmalige, das Individuum als solches. Die Gesetze der aristotelischen Physik sind eigentlich Beschreibungen der unmittelbar erlebten Wirklichkeit, bringen zunächst eine statistische Ordnung in die verwirrende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. „Nicht jene ‚Allgemeingültigkeit' steht im Vordergrund, die die moderne Physik unter Gesetzlichkeit versteht; sondern es wird innerhalb der historisch gegebenen Welt das herausgehoben, was eine gewisse Beharrlichkeit zeigt und daher für das Gesicht dieser Welt in höherem Grade charakteristisch zu sein scheint als ein flüchtiges, nur einmaliges Geschehen."

Die aristotelischen Begriffe zeigen einen unmittelbaren Bezug zur historisch gegebenen Wirklichkeit und zum tatsächlichen Ablauf des Weltgeschehens. Diese unmittelbare Beziehung auf die historische Gegebenheit fehlt der modernen Physik. Der Umstand, ob ein bestimmter Prozeß nur einmal, ob er häufig oder ob er gar immer im historischen Ablauf wiederholt wird, bleibt für die Frage nach dem Gesetze in der modernen Physik so gut wie irrelevant.

L. kennzeichnet die großartige Ausweitung des Weltbildes am Ausgang des Mittelalters wie folgt: „Das Weltgefühl eines Giordano Bruno, Kepler, Galilei ist bestimmt durch die Vorstellung einer allumfassenden Einheitlichkeit der physikalischen Welt. Es ist dasselbe Gesetz, das den Lauf der Gestirne und das Fallen des Steines bestimmt. Diese ‚Homogenisierung' der physikalischen Welt in bezug auf die Geltung der Gesetze nimmt der Einteilung der physikalischen Gegenstände in feste, abstrakt definierte Klassen jene entscheidende Bedeutung, die sie für die aristotelische Physik besaß, in der die Zugehörigkeit zu einer bestimmten begrifflichen Klasse auch das physikalische Wesen des Gegenstandes ausdrücken soll."

Die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens schreitet fort von den bloß beschreibenden zu funktionellen Begriffen, zu einer konstruktiven genetischen Erfassung des Geschehens. Lewin weist nach, daß, während die moderne Physik das Erbe des aristotelischen Denkens voll überwunden hat, in der Psychologie noch überall seine Spuren zu finden sind. Vor allem ist der Gesetzesbegriff der Psychologie auch in der Gegenwart durchaus aristotelisch. Denn gesetzlich ist nur, was im statistischen Sinne regelmäßig vorkommt, häufig ist. Das Individuelle wird entweder überwertet im Sinne des Ungewöhnlichen, also wissenschaft-

lich nicht mehr Erfaßbaren, oder aber bagatellisiert. Die Häufigkeit wird deshalb zum Kriterium der Gesetzmäßigkeit, weil es als fraglich gilt, ob und wieweit Gesetzlichkeit in der Welt des Psychischen gilt. Wenn Gesetzlichkeit und Individualität als Gegensätze aufgefaßt werden, so erscheint es hoffnungslos, den wirklich einmaligen Ablauf eines Affektes, die wirkliche Struktur des Charakters des einzelnen Individuums zu erkennen. Lewin behauptet, daß die Art, wie die These: Qualitative Eigenheit und Gesetzlichkeit seien Gegensätze, in der Diskussion über die experimentelle Psychologie immer wieder verwendet wird, bis ins einzelne jenen Argumenten gleicht, mit denen die galileische Physik zu kämpfen hatte. Doch sind die Ansätze zu einer neuen Denkweise in der Psychologie überall zu erkennen. Lewin nennt vor allem die Lehre Freuds, die ... „die Grenzen zwischen normal und pathologisch, zwischen Alltag und Außergewöhnlichem beseitigt und damit eine Homogenisierung des Gesamtgebietes der Objekte der Psychologie anbahnt, die ihrem Ausmaß nach jener Homogenisierung der ‚himmlischen' und ‚irdischen' Vorgänge durchaus an die Seite gestellt werden kann, die die neue Physik einleitet." Der Glaube an die ausnahmslose Gültigkeit der psychologischen Gesetze beginnt sich durchzusetzen. In der Sinnespsychologie zeigt sich, daß sich die gleichen Gesetze in den verschiedenen Gebieten wie Optik und Akustik nachweisen lassen.

Die These von der ausnahmslosen Gültigkeit der psychologischen Gesetze ist methodisch von entscheidender Bedeutung. Sie führt zu einem außerordentlichen Steigen des Anspruchsniveaus an den Beweis. Es ist nicht mehr möglich, „Ausnahmen" leicht zu nehmen. Sie bestätigen keineswegs mehr die „Regel", sondern sind als vollgültige Gegenbeweise anzusehen, und zwar auch dann, wenn sie selten vorkommen, ja, wenn nur eine einzige Ausnahme nachweisbar ist. Andererseits ermöglicht der neue Gesetzbegriff, auch solche Prozesse zu erforschen, die eine ausgeprägte Individualität zeigen. Ebenso wie in der neuen Physik Gesetzlichkeit eine Eigentümlichkeit jedes Geschehens ist, muß auch die Psychologie einen Weg suchen, in die Natur eines Geschehens einzudringen, ohne daß versucht wird, alle individuellen Eigenheiten des Einzelfalles fortzulassen.

Diesen Weg sieht L. in der Bildung dynamischer Begriffe. Auch in der Physik wurde die aristotelische Denkweise dadurch überwunden, daß der Gegenstand nicht mehr isoliert betrachtet wurde, sondern immer ein Zueinander mehrerer physikalischer Fakten, vor allem die Beziehung eines Gegenstandes zur Umgebung. „Erst durch die konkrete, Gegenstand und Umgebung umfassende Gesamtsituation sind die Vektoren bestimmt, die die Dynamik jeweils beherrschen." Der galileische Weg der Feststellung der Dynamik eines Geschehens versucht, die jeweilige Gesamtsituation in allen ihren Eigentümlichkeiten möglichst präzis zu erfassen. Nur so ist es möglich, die wirklichen Bedingungen des Geschehens aufzudecken. In der modernen Sinnespsychologie äußert sich diese Tendenz darin, daß man versucht, die Dynamik der Prozesse nicht aus den einzelnen Elementen der Gebilde, sondern aus ihrer Gesamtstruktur abzuleiten. L. meint, daß der Übergang zur galileischen Grundauffassung der Dynamik für die gesamte Psychologie unvermeidbar sein wird. Auch in der Psychologie muß sich die funktionelle, dynamische Denkweise immer mehr durchsetzen. Das methodische Prinzip dieser Denkweise formuliert L. folgendermaßen: „Die Dynamik des Geschehens ist allemal zurückzuführen auf die Beziehung des konkreten Individuums zur konkreten Umwelt und, soweit es sich um innere Kräfte handelt, auf das Zueinander der verschiedenen funktionellen Systeme, die das Individuum ausmachen."

L. untersucht in dieser Arbeit vor allem die methodologischen Probleme der experimentellen Psychologie. Es lohnt, seine Gedanken auch auf die Psychoanalyse anzuwenden. Wenn man das versucht, so muß man feststellen, daß zwar in der Psychoanalyse zweifellos noch Reste der „aristotelischen" Begriffsbildung aufzufinden sind. Doch finden wir in der

Psychoanalyse die gleichen Züge, die Lewin als „galileisch", also für das moderne naturwissenschaftliche Denken charakteristisch bezeichnet: Das Hervortreten der dynamischen Betrachtungsweise, der Übergang von der bloß beschreibenden zur konstruktiv-genetischen Begriffsbildung, die Überwindung der Alternative: Nur das Allgemeine ist gesetzlich, das Individuelle aber zufällig. G. Gerö (Kopenhagen)

MÜLLER, OTFRIED: **Die Lehre vom Unbewußten in der deutschen Philosophie.** Dargestellt für Ärzte. Sammlung diagnost.-therap. Abh. f. d. prakt. Arzt. Verlag d. ärztl. Rundschau. München, Otto Gmelin, 1930.

Man fragt sich erstaunt, wie dieser Beitrag in eine „Sammlung diagnostisch-therapeutischer Abhandlungen" hineingeriet. Daß das, was die deutsche Philosophie über das Unbewußte gelehrt hat, irgend eine Bedeutung „für den praktischen Arzt" haben könnte, wird auch durch das Referat Müllers nicht wahrscheinlich gemacht. Die dem Analytiker naheliegende Vermutung, daß es sich um einen Versuch handelt, der Freudschen Lehre vom Unbewußten auf einem Umweg beizukommen, bestätigt sich schon auf der ersten Seite der kleinen Schrift. Der Autor nennt Freud späterhin nicht immer; besonders dort, wo er moralisiert, zieht er meist die Darstellungstechniken der Anspielung, der Verschiebung, der Ellipse vor. Man hätte gewünscht, daß er in diesem Punkt ebenso offenherzig gewesen wäre wie mit der Preisgabe seiner Arbeitsmethode. Diese besteht darin, daß am Leitfaden zweier Werke über Geschichte der Philosophie, von W. Windelband und K. Fischer, denen auch die meisten Zitate entnommen sind, herausgesucht wird, wo einmal ein neuerer deutscher Philosoph etwas über das Unbewußte gelehrt hat. Das Referat M.'s haftet so sehr an der Oberfläche, daß der Leser kaum mehr als die Namen Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Herbart, Schopenhauer (der ein schlechtes Sittenzeugnis erhält), v. Hartmann erfährt. Aus dem Bericht M.'s müßte man schließen, daß die Philosophie einen dynamischen Begriff des Unbewußten nirgends entwickelt hat, und daß er ihr auch sonst mehr zur Lösung von Verlegenheiten und nicht als Ausgangspunkt produktiver Fragestellung gedient hat. (Dagegen denke man nur etwa an Schopenhauer.) Eine Fußnote verrät, daß es im privaten Sprachgebrauch von M. nicht „unbewußt", sondern „unterbewußt" heißt. Müller ist auch tatsächlich nicht am Problem des Unbewußten interessiert, um so mehr aber an der Gretchenfrage. Über seinen eigenen Standort hiezu erfahren wir auf S. 27: „Ich halte es vielmehr, ebenso (!) wie die weitaus größere Mehrzahl der oben erwähnten großen Philosophen, in diesem Punkt mit C. G. Jung...." Nur zu verständlich, daß der Autor dem Unbewußten vorzugsweise diejenige Seite abgewinnen möchte, welche zeigt, daß „jeder Sterbliche auf seine Art mit einem Tropfen irrational-mystischen Öles gesalbt ist". — Im ganzen ist diese Schrift symptomatisch dafür, daß die Philosophie in unseren Tagen gerne für Vorspanndienste im Kampf gegen die Psychoanalyse herangezogen wird. W. Marseille (Wien)

ROSS, J. A.: **A note on „The merchant of Venice".** British Journ. of Med. Psychology, XIV (1934), S. 303—311.

Die Stellung Antonios im Rahmen der Handlung sei zwar nur untergeordnet, aber der Dichter rücke ihn, als Helden im eigentlichen Sinn, am Anfang und am Ausgang des Stückes in den Vordergrund. Mit unerreichter Meisterschaft sei schon in den ersten Zeilen der 1. Szene die leichte Depression geschildert, in der Antonio lebe, ohne ihre Ursache zu kennen (*In sooth, I know not why I am so sad*) oder zu nennen. Ross macht es wahr-

scheinlich, daß sie aus der Abwehr einer homosexuellen Neigung zu Bassanio stamme, die zu beherrschen Antonio entschlossen, der alles zu opfern er bereit und um derentwillen sein Schicksal zu ertragen er gewillt sei. Dabei handle es sich nicht um eine unbewußte, vielmehr um eine bewußte, aber vor der Öffentlichkeit klug verhüllte Einstellung Antonios. Aus dem „Kaufmann von Venedig", dessen Held dem Stück auch den Namen gegeben habe, könne man ebenso wie aus dem XX. Sonett ersehen, wie der Dichter zielgehemmte Homosexualität beurteilt habe. „Er hat erkannt — was manche von uns heute erkennen —, wie unglücklich diese Menschen sind, die einer Einstellung wegen gering geschätzt werden, der abzuhelfen sie außer Stande sind und die sie um das größte Glück des Lebens bringt; in diesem Stück nun schildert er einen Mann, der dieses Schicksal edel zu ertragen wußte."

Man muß es bedauern, daß Ross seiner Auffassung den Charakter einer Notiz belassen hat und es verschmäht hat, sie mit einer umfassenderen Deutung des Stückes zu verbinden, namentlich, sich mit jener, mit seiner Hypothese, wie es scheint, konvergierenden Auffassung auseinanderzusetzen, die L. Jekels (Imago XII, 1926, S. 329 f.) entwickelt hat.

E. K. (Wien)

SIGOGNEAU, DR. ALBERT: **Le Tourment de Rodin, quelques mécanismes psychologiques présidant l'activité esthétique.** Bordeaux, Librairie Delmas, 1933, 164 Seiten.

Die durch Titel und Untertitel geweckten Erwartungen werden nicht befriedigt. Von Rodin erfährt man weniger, als man Anspruch hätte zu erfahren, und von den besonderen Bedingungen seines Schaffens oder Erlebens ist kaum ernsthaft die Rede. Von psychologischen Erklärungsversuchen des künstlerischen Schaffens wird ausführlicher gehandelt; sie werden abgelehnt oder als Teilerklärungen anerkannt. Im Mittelpunkt steht die Auseinandersetzung mit Freuds Anschauungen, die S. zum Teil nur aus zweiter Hand und unvollkommen kennt. Die Lehre von der Zensur und den Verdrängungen wird ebenso abgelehnt wie der Pansexualismus (!), dagegen wird — man weiß nicht recht warum — die Existenz eines dynamischen Unbewußten und die Bedeutung des Eros für das künstlerische Schaffen mit Einschränkungen anerkannt.

Ebensowenig befriedigend ist die Diskussion der Anschauungen von Charles Lalo, dessen Lehren in der Darstellung des Verfassers durchaus nicht zu ihrem Rechte kommen. Enger fühlt sich S. mit L. Daudet verknüpft (vgl. dessen L'hérédo).

Die „Psychologie" des künstlerischen Schaffens, auf die S. selbst abzielt, ist entschieden metaphsysisch orientiert, ruht auf einer existenziellen Philosophie, die vier Arten des Relativen unterscheidet (*le relatif amoureux initial, le relatif extérieur, le relatif vital, le relatif intérieur*), denen ein Absolutes gegenübersteht. Was gemeint ist, sei an einem Beispiel illustriert: Da in Rodins Leben das Absolute der Liebe fehlte, das in seinem Inneren wach war, hat er es in sein Werk übersetzt (S. 123). Es erübrigt sich, diese Anschauungen ausführlicher wiederzugeben; der Autor beabsichtigt, sie gelegentlich zu vertiefen, und erklärt ausdrücklich (S. 145), daß er nicht den Anspruch erhebe, seine Gedanken klar ausgesprochen zu haben.

E. K. (Wien)

STÖRRING, G.: **Die Frage der geisteswissenschaftlichen und verstehenden Psychologie.** Eine Streitschrift. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft. 1928. 180 S.

Der Bonner Experimentalpsychologe Gustav Störring polemisiert in dieser Schrift gegen die Hauptvertreter der geisteswissenschaftlichen Psychologie zugunsten der „naturwissenschaftlich fundierten". In ausführlicher Weise befaßt sich der Autor mit der „geisteswissenschaftlichen" Psychologie Diltheys, der „verstehenden" von Jaspers, mit

der sogenannten einsichtigen Psychologie Erismanns und schließlich mit der geisteswissenschaftlichen und verstehenden Psychologie Sprangers. Störrings Kritik der Theorie des Verstehens bei Jaspers und Spranger deckt sich weitgehend mit den Ansichten, die Ref. in seiner Arbeit „Zur Problematik der Einfühlung und des psychologischen Verstehens“ (Imago XVII, S. 305 ff.) dargelegt hat. Gegen die Psychoanalyse, deren methodisches Vorgehen Erismann der Psychologie empfiehlt, wendet Störring ein: „Die Psychoanalyse hat ja einen rechten Kern, aber in den meisten psychoanalytischen Schriften herrscht doch solche Willkür der Deutung, daß die Entwicklungen häufig jeder Forderung wissenschaftlicher Exaktheit geradezu ins Gesicht schlagen. Das gilt auch von der Verwertung der Werke der schönen Literatur durch die Psychoanalyse.“ Und an anderer Stelle: „Man muß nur wissen, welche phantastischen, jeder Forderung wissenschaftlicher Strenge Hohn sprechenden Deutungen hier eine vermeintliche Einsicht in die seelische Erkrankung in einer Fülle von Fällen zutage gefördert hat.“ Den nämlichen Vorwurf geringer wissenschaftlicher Dignität wiederholt Störring dort, wo Spranger behauptet, daß die Psychoanalyse methodisch zweckmäßiger verfahre, wenn sie das „Unterbewußte“ in Anspruch nehme, als wenn der Psychologe auf physiologische Tatbestände Bezug nehme (*„Psychologica psychologice“*).

Trotz der im großen ganzen ablehnenden Stellungnahme des Verfassers zur Tiefenpsychologie wird auch der Psychoanalytiker als Vertreter einer Disziplin von naturwissenschaftlichem Charakter den Einwänden Störrings gegen eine geisteswissenschaftliche Psychologie zustimmen müssen. A. Winterstein (Wien)

TITTEL, KÄTHE: **Untersuchungen über Schreibgeschwindigkeit.** „Psychologie des Schreibens und der Handschrift“, hgg. v. Felix Krueger und Johannes Rudert. 1. Heft. Neue psych. Stud., hgg. v. Felix Krueger. Band I, Heft 1. München, C. H. Beck, 1934. 54 Seiten. Mit 20 Schriftproben.

Das vorliegende erste Heft des von F. Krueger und J. Rudert geplanten Werkes über die Psychologie des Schreibens und der Handschrift enthält kein Programm der ganzen Arbeit. Es läßt sich daher, über das Unternehmen als ganzes noch nichts sagen. Die von Käthe Tittel geleistete Untersuchung über die Schreibgeschwindigkeit fördert einige beachtenswerte Ergebnisse und weckt ein günstiges Vorurteil für das Weitere. Es war eine geschickte Wahl, als erstes die Schreibgeschwindigkeit zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Sie stellt nicht nur ein interessantes und wichtiges Thema der Psychologie des Schreibens dar, sondern gleichzeitig auch ein Thema, welches zweifellos einer Bearbeitung mit den Mitteln der experimentellen Psychologie zugänglich ist.

Von den Ergebnissen dieser ersten Untersuchung erscheinen bemerkenswert: die klare Trennung der drei Begriffe „(subjektiv erlebte) Hast“, „Federgeschwindigkeit“ und „Leistungsgeschwindigkeit“; der Nachweis, daß die Erschließung des Niederschriftstempos aus den immer wieder in der graphologischen Literatur angegebenen Kriterien unsicher ist — u. a. deswegen, weil die Graphologen zwar die eigentlich wichtige Leistungsgeschwindigkeit erfassen wollen, sich aber zumeist an die Anzeichen der bloßen Hast halten und schließlich die Feststellung, daß die experimentellen Ergebnisse in guter Übereinstimmung mit den Befunden von Klages über die charakterologische Bedeutung der Schreibgeschwindigkeit stehen.

Die Autorin hat ihr Hauptinteresse den experimentellen Fragen einer genauen und differenzierten Messung der beim Schreibakt von 50 Versuchspersonen obwaltenden Geschwindigkeitsverhältnisse zugewendet. Im rein Psychologischen gehen ihre Ergebnisse über den zuletzt erwähnten recht summarisch behandelten Beitrag nicht hinaus.

W. Marseille (Wien)

ZANFROGNINI, PIETRO: **Cristianesimo e Psicoanalisi.** Modena, Guanda Edittore, 1933, 2. Aufl., 8° u. 80 Seiten.

Die knappe und mit starkem Gefühl geschriebene Abhandlung ist in einer den „problemi di oggi" gewidmeten Schriftenreihe erschienen. Sie enthält vom Standpunkt eines im besten Sinne mystisch gerichteten Christentums gesehene Thesen, die die engen Übereinstimmungen aufzeigen, die nach Meinung des Verfassers zwischen den Funden und Zielsetzungen Freuds und der christlichen Ethik bestehen. Als Ausgangspunkt dienen Freuds Schriften zur Metapsychologie und — leider nur aus zweiter Hand übernommene — Angaben über die Ziele der psychoanalytischen Beeinflussung.

Die an manchen Stellen fesselnde Darstellung des Verfassers mag für den Geschichtsschreiber der Psychoanalyse als ein neuer und konsequenter Versuch bedeutsam sein, den Befunden und Auffassungen der Psychoanalyse einen bestimmten weltanschaulichen Hintergrund zu geben.

In einem Anhang wird die im Hauptteil entwickelte Auffassung etwas unvermittelt auf eine Deutung von Rembrandts Werk übertragen, in einer Schlußnotiz eine polemische Kritik Giovanni Papinis an André Gides Ödipus diskutiert, da beide, Gide wie Papini, Freud mißverstanden hätten. E. K. (Wien)

Druckfehlerberichtigung

zu Heft 4 des XX. Jahrg. der „Imago"

Im Aufsatz „Triebdualismus im Traum" von Ludwig Jekels und Edmund Bergler sind infolge eines Übersehens zwei Absätze verstümmelt wiedergegeben worden. Der letzte Satz auf Seite 408 soll richtig heißen: „... Patient darf also Erfüllung seiner passiv-homosexuellen Vergewaltigungswünsche erhoffen."

Der letzte Satz des Absatzes 4 auf Seite 409 soll richtig heißen: „In Übereinstimmung mit Paul Federn, Therese Benedeck, M. Klein und S. Rado sind wir der Ansicht, daß Angst die Reaktion des Ichs auf den gegen die eigene Person rückgewendeten Destruktionstrieb ist. Gewiß kann sekundär die Angst vom Thanatos zu Quälzwecken mißbraucht werden."

ZANFROGNINI, PIETRO: Cristianesimo e Psicoanalisi. Modena, Guanda Editore, 1933, 2. Aufl., 8° u. 80 Seiten.

Die knappe und mit starkem Gefühl geschriebene Abhandlung ist in einer den „problemi di oggi" gewidmeten Schriftenreihe erschienen. Sie enthält vom Standpunkt eines im besten Sinne mystisch gerichteten Christentums gesehene Thesen, die die engen Übereinstimmungen aufzeigen, die nach Meinung des Verfassers zwischen den Funden und Zielsetzungen Freuds und der christlichen Ethik bestehen. Als Ausgangspunkt dienen Freuds Schriften zur Metapsychologie und — leider nur aus zweiter Hand übernommene — Angaben über die Ziele der psychoanalytischen Beeinflussung.

Die an manchen Stellen fesselnde Darstellung des Verfassers mag für den Geschichtsschreiber der Psychoanalyse als ein neuer und konsequenter Versuch bedeutsam sein, den Befunden und Auffassungen der Psychoanalyse einen bestimmten weltanschaulichen Hintergrund zu geben.

In einem Anhang wird die im Hauptteil entwickelte Auffassung etwas unvermittelt auf eine Deutung von Rembrandts Werk übertragen, in einer Schlußnotiz eine polemische Kritik Giovanni Papinis an André Gides Ödipus diskutiert, da beide, Gide wie Papini, Freud mißverstanden hätten. E. K. (Wien)

Druckfehlerberichtigung

zu Heft 4 des XX. Jahrg. der „Imago"

Im Aufsatz „Fetischismus im Traum" von Ludwig Jekels und Edmund Bergler sind infolge eines Übersehens zwei Absätze verstümmelt wiedergegeben worden. Der letzte Satz auf Seite 408 soll richtig heißen: „... Patient darf also Erfüllung seiner passiv-homosexuellen Vergewaltigungswünsche erhoffen."

Der letzte Satz des Absatzes 4 auf Seite 409 soll richtig heißen: „In Übereinstimmung mit Paul Federn, Therese Benedeck, M. Klein und S. Rado sind wir der Ansicht, daß Angst die Reaktion des Ichs auf den gegen die eigene Person rückgewendeten Destruktionstrieb ist. Gewiß kann sekundär die Angst vom Thanatos zu Quälzwecken mißbraucht werden."

IMAGO, Band XXI (1935), Heft 1

(Ausgegeben im März 1935)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. FRANZ ALEXANDER, 43 East Ohio Street, Chicago, Jll., U. S. A.
DR. WILLIAM D. HEALEY, 38 Beacon Street, Boston, Mass., U. S. A.
DR. LAWRENCE S. KUBIE, 34 East 75th Street, New York, N. Y.
DR. HANNS SACHS, 168 Marlborough Street, Boston, Mass., U. S. A.
DR. MED. ET PHIL. PAUL SCHILDER, Professor an der New-York University, 52 Gramercy Park, New York, N. Y.
DR. RICHARD STERBA, Wien VI., Mariahilferstraße 71
DR. ECKART V. SYDOW, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg, Berlinerstraße 58
DR. ROBERT WÄLDER, Wien II, Obere Donaustraße 35

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th street, New York City.

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Manzsche Buchdruckerei, Wien IX